



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

*„Migration als ‚Erfolgsgeschichte‘ – ‚erfolgreiche‘ Kinder
der Zweiten Generation“*

Verfasserin

Johanna Kreid

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, September 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Mag.a.Dr.in Jelena Tošić

Inhalt

VORWORT	Seite 8
1. EINLEITUNG	
1. 1. Die „Fremden“	Seite 10
1. 2. Stichwort Rassismus	Seite 11
1. 3. Die Möglichkeit, Staatsbürger zu werden	Seite 12
2. GESCHICHTE UND POLITIK	
2. 1. Österreich als Einwanderungsland	Seite 14
2. 2. Migranten und die Politik	Seite 14
2. 3. Das „Gastarbeiter“-System	Seite 15
2. 3. 1. Das Ausländerbeschäftigungsgesetz	Seite 17
2. 3. 2. Schlüsselkräfte in Österreich	Seite 18
2. 4. Folgen des „Gastarbeiter“-Systems	Seite 18
2. 4. 1. Ethnische Gruppen und „differences within“	Seite 20
2. 5. Fazit	Seite 21
3. ARBEITSMARKT UND AUFSTIEG	
3. 1. Soziale Ungleichheiten und Unsicherheiten	Seite 22
3. 1. 1. Gefühlte Benachteiligung	Seite 23
3. 2. Was den Aufstieg behindern kann	Seite 25
3. 2. 1. Ethnic Business	Seite 28
3. 2. 2. Wenig gewürdigte Leistungen	Seite 29
3. 2. 3. Jobs und Netzwerke	Seite 30
3. 3. Mobilität am Arbeitsmarkt	Seite 31
3. 3. 1. Die berufliche Erstplatzierung	Seite 32
3. 3. 2. Frauen erleben oft eine Mehrfachdiskriminierung	Seite 32
3. 4. Fazit	Seite 33
4. DIE ZWEITE GENERATION	
4. 1. Definition: Was ist die Zweite Generation?	Seite 35
4. 2. Einreise und Sozialisation	Seite 35

4. 3. Entwicklung der Zweiten Generation	Seite 36
4. 4. Die Werte der Eltern	Seite 38
4. 4. 1. Finden einer Identität	Seite 38
4. 5. Fazit	Seite 39

5. SCHULE UND SOZIALE MOBILITÄT

5. 1. Nachwirkungen des „Gastarbeiter-Modells“ im Schulsystem	Seite 41
5. 2. Migranten in verschiedenen Schultypen	Seite 42
5. 3. Bildung und sozialer Aufstieg	Seite 43
5. 4. Spezifika des österreichischen Schulsystems	Seite 44
5. 4. 1. Schule und die Meinungsbildung	Seite 45
5. 5. Der Einfluss der Eltern auf den Schulerfolg	Seite 46
5. 5. 1. Generationenmobilität	Seite 50
5. 6. Erlernen der deutschen Sprache	Seite 50
5. 7. Fazit	Seite 52

6. PRAKTISCHE, THEORETISCHE UND METHODISCHE HERANGEHENSWEISE

6. 1. Fragestellung	Seite 54
6. 2. Theoretische Vorannahmen	Seite 54
6. 3. Der Einstieg ins Feld	Seite 55
6. 4. Die Interviews	Seite 56
6. 4. 1. Transkription der Interviews	Seite 57
6. 5. Analyse	Seite 57
6. 6. Abschlusskapitel der Arbeit	Seite 58

7. VIKTÓRIA

7. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 59
7. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 59
7. 2. 1. Die Flucht aus Ungarn	Seite 60
7. 3. Spracherwerb	Seite 61
7. 4. Bildung	Seite 62
7. 5. Berufslaufbahn	Seite 62
7. 6. Diskriminierung	Seite 64

7. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 64
7. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 65
7. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 65
7. 10 Zusammenfassung	Seite 66

8. DODO

8. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 68
8. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 68
8. 3. Spracherwerb	Seite 69
8. 4. Bildung	Seite 69
8. 5. Berufslaufbahn	Seite 70
8. 6. Diskriminierung	Seite 71
8. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 72
8. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 74
8. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 74
8. 10. Zusammenfassung	Seite 75

9. EFGANI

9. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 77
9. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 77
9. 3. Spracherwerb	Seite 78
9. 4. Bildung	Seite 79
9. 5. Berufslaufbahn	Seite 80
9. 6. Diskriminierung	Seite 81
9. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 81
9. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 82
9. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 83
9. 10. Zusammenfassung	Seite 84

10. AKIF

10. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 86
10. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 86
10. 3. Spracherwerb	Seite 88
10. 4. Bildung	Seite 89

10. 5. Berufslaufbahn	Seite 90
10. 6. Diskriminierung	Seite 91
10. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 92
10. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 93
10. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 93
10. 10. Zusammenfassung	Seite 94

11. AGNIESZKA

11. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 96
11. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 96
11. 3. Spracherwerb	Seite 97
11. 4. Bildung	Seite 98
11. 5. Berufslaufbahn	Seite 99
11. 6. Diskriminierung	Seite 99
11. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 100
11. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 101
11. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 101
11. 10. Zusammenfassung	Seite 102

12. NINA

12. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 103
12. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 103
12. 3. Spracherwerb	Seite 104
12. 4. Bildung	Seite 105
12. 5. Berufslaufbahn	Seite 106
12. 6. Diskriminierung	Seite 106
12. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 107
12. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 108
12. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 108
12. 10. Zusammenfassung	Seite 108

13. EMEKA

13. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation	Seite 110
13. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit	Seite 110

13. 3. Spracherwerb	Seite 111
13. 4. Bildung	Seite 111
13. 5. Berufslaufbahn	Seite 112
13. 6. Diskriminierung	Seite 114
13. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 115
13. 8. Zukunftsentwürfe	Seite 115
13. 9. Selbsteinschätzung der Situation	Seite 116
13. 10. Zusammenfassung	Seite 116

14. ERKENNTNISSE AUS DEN INTERVIEWS

14. 1. Einfluss des Elternhauses	Seite 118
14. 1. 1. Die Bildung der Eltern	Seite 118
14. 1. 2. Kluft zwischen Elternhaus und Aufnahmegesellschaft	Seite 120
14. 2. Sprachkompetenz	Seite 121
14. 2. 1. Erlernen der deutschen Sprache	Seite 121
14. 2. 2. Die emotionale Komponente der Sprache	Seite 122
14. 2. 3. Vorteile der Mehrsprachigkeit	Seite 123
14. 3. Bildung	Seite 123
14. 3. 1. Die Motivation, zu lernen	Seite 124
14. 4. Karriereverläufe	Seite 125
14. 4. 1. Die Rolle von Netzwerken	Seite 125
14. 4. 2. Die Herkunft als Vorteil	Seite 125
14. 5. Der persönliche Erfolg	Seite 126
14. 5. 1. Was bedeutet „Erfolg“?	Seite 126
14. 5. 2. Wege zum „Erfolg“	Seite 127
14. 6. Diskriminierung	Seite 128
14. 6. 1. Von Angst bis zur handfesten Gewalt	Seite 128
14. 7. Heimat und Zugehörigkeit	Seite 129
14. 7. 1. Die Herkunft als bestimmender Faktor	Seite 129
14. 7. 2. Das Gefühl der „Dauerunzugehörigkeit“	Seite 130
14. 8. Zusammenfassung	Seite 130

15. MIGRANTENORGANISATIONEN IN WIEN AM BEISPIEL VON „BLACK AUSTRIA“

15. 1. Kampagnen zum Abbau von Vorurteilen	Seite 132
15. 2. Unterschiedliche Organisationen und deren Aufgaben	Seite 133
15. 2. 1. Grassroot-Initiativen	Seite 134
15. 3. <i>black austria</i> : Initiative gegen Rassismus	Seite 135
15. 3. 1. Menschen mit schwarzer Hautfarbe: Opfer oder Täter	Seite 136
15. 4. Die Kampagnen von <i>black austria</i>	Seite 137
15. 4. 1. Die Folgen der Kampagnen	Seite 139
15. 4. 2. Weitere Projekte	Seite 140
15. 5. Beispiel einer erfolgreichen Grassroot-Bewegung in Indien	Seite 141
15. 6. Migrantenorganisationen und ihre Relation zur Politik	Seite 143
15. 7. Probleme	Seite 144
 16. RESÜMEE	 Seite 146
 17. LITERATUR	 Seite 148
 18. ANHANG	
Zusammenfassung	Seite 156
Lebenslauf	Seite 158

Vorwort

Ich habe mich entschieden, meine Diplomarbeit dem sozialen Aufstieg von Migranten zu widmen. Studiert man Kultur- und Sozialanthropologie – und legt man so wie ich den Schwerpunkt auf Migrationsforschung – so erfährt man jede Menge über die Probleme, mit denen Migranten in Österreich konfrontiert sind. Es geht um Schwierigkeiten wirtschaftlicher wie sozialer Art: wie sie in schlecht ausgestatteten Wohnungen leben, wie sie mit finanziellen Problemen kämpfen, wie schwer sie sozialen Anschluss finden, welche rechtlichen Probleme sie haben, etc. Während sich die USA oder Kanada als Einwanderungsländer betrachten, hat sich Österreich selbst nie als solches definiert. Eher werden Migranten Opfer populistischer Wahlkämpfe, in denen sie als „integrationsunwillig“ oder als „Belastung für die österreichische Gesellschaft“ dargestellt werden. Im Gegenteil war (und ist) Österreich aber immer schon ein Einwanderungsland.

Natürlich gibt es aktuell viele Hürden, die es Migranten erschweren, hierzulande „erfolgreich“ zu sein. Dennoch gibt es sehr wohl auch solche, die es „geschafft“ haben – und genau diesen Fällen möchte ich mich in meiner Diplomarbeit widmen. Daher entstand mein Titel: *„Migration als ‚Erfolgsgeschichte‘ – ‚erfolgreiche‘ Kinder der Zweiten Generation“*. Meine Fragestellung lautete also: Warum haben es gerade diese Menschen der Zweiten Generation „geschafft“ und wodurch unterscheidet sich ihr Lebenslauf von dem anderer Migranten? Als Interviewpartner wählte ich Personen aus, die über einen in unserer Gesellschaft als „gut“ angesehen Job verfügen, der sich in meiner Forschung wiederum dadurch auszeichnete, dass er sich von denen unterscheidet, die ich in Kapitel 2. 3. 1. (Bau, Sachgütererzeugung, etc.) nenne. Weiters interessierte mich, wie diese Menschen „Erfolg“ selbst definieren.

Ich möchte zu Beginn der Arbeit überblicksmäßig auf die aktuelle Situation sowie auf die Schwierigkeiten der Migranten hierzulande eingehen. Ich verwende absichtlich den Begriff überblicksmäßig, da es den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, auf alle Details einzugehen. Dennoch muss man über die bestehenden Hürden Bescheid wissen, um die Situation der Migranten besser einschätzen zu können.

Besonders eingehen werde ich auf die Verhältnisse am Arbeitsmarkt, und warum der soziale Aufstieg dort oftmals blockiert ist. Weitere Themenschwerpunkte sind die Situation der Zweiten Generation in Österreich, sowie die Schul- und Ausbildung. Das ist eine wesentliche Grundlage, um sich anschließend mit den Lebensgeschichten und Karrieren meiner

Interviewpartnerinnen und -partnern zu befassen und diese zu analysieren. Ich habe sieben narrative Interviews geführt, und ihre Lebensläufe daraufhin untersucht, wie sehr oder wie wenig sie mit den genannten Schwierigkeiten konfrontiert waren, und ebenso analysiert, was ihnen gemeinsam ist.

Noch eine kurze Anmerkung: Der leichteren und besseren Lesbarkeit halber schreibe ich in der männlichen Form. Da ich zuvor einige Jahre als Journalistin gearbeitet habe, lege ich darauf besonderen Wert, ebenso wie auf die grammatikalische Richtigkeit.

1. EINLEITUNG

1. 1. Die „Fremden“

Im Grunde, so Bauböck in seinem Werk „Wege zur Integration“, seien die meisten Mitglieder moderner Gesellschaften füreinander Fremde. Es gibt immer wieder Vorurteile gegenüber Fremden – so auch zwischen Wienern und Tirolern, zwischen Arbeitern und Akademikern, zwischen Alten und Jungen. Manchmal kann die Angst vor Fremden zur Fremdenfurcht, also zur Xenophobie, werden. (vgl. Bauböck 2001: 12)

So gibt es auch eine Gruppe von Fremden, die vom Staat her als solche gekennzeichnet sind. Ein Staat wie Österreich definiert sich über territoriale Grenzen, durch die Staatsangehörigkeit und die Rechte, die damit verbunden sind sowie durch seine Kultur des öffentlichen Lebens. Immigranten sind aus einem anderen Land nach Österreich gekommen, ihre Muttersprache und Religionen haben oft keine historischen Wurzeln hier, und viele besitzen keinen österreichischen Pass. Ihre Anwesenheit löst aber nicht nur Fremdenfurcht, sondern teilweise auch Fremdenfeindlichkeit aus. Diese kann sich auf verschiedene Arten ausdrücken: in verbalen Beleidigungen bis hin zur physischer Gewalt, ebenso aber auch in rechtlichen Diskriminierungen und Aufstiegsbarrieren. (vgl. Bauböck 2001: 13)

Allerdings gibt es sie nicht – *die* „Fremden“, also *die* Migranten, als homogene Gruppe. Die Migranten, die nach Österreich kommen, kommen aus allen Erdteilen, haben unterschiedliche Ausbildungen und Qualifikationen und unterschiedlich lange Bleibeabsichten. Sie werden von den Inländern, und somit auch von ihren möglichen Arbeitgebern, unterschiedlich wahrgenommen: Oft trauen sie einem Deutschen oder Schweden durchaus eine Karriere zu, einem Serben ein bisschen weniger, und einem Türken oder Afrikaner noch weniger. Dieses Bild entsteht aus einer Vielzahl von Wechselwirkungen zwischen den Qualifikationsprofilen der ethnonationalen Gruppen, ihrer Aufnahme am Arbeitsmarkt in Österreich, Vorurteilen von Inländern, und auch individuellen Faktoren, wie etwa den Deutschkenntnissen der Migranten. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 105)

Grundsätzlich haben es Migranten in Österreich nicht leicht, eine „Karriere“ zu schaffen. Das bestätigt etwa auch der Bericht der Organisation für wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) aus dem Jahr 2009, zitiert unter anderem vom Nachrichtenmagazin „Profil“: Darin regt die OECD unter anderem an, das Schulsystem in Österreich zu reformieren – und zwar vor allem deshalb, weil Österreich einen relativ hohen Anteil an

Zuwanderern hat. Denn Bildung ist *„grundsätzlich der beste Weg für die soziale und wirtschaftliche Integration von Immigranten und entscheidend für den sozialen Zusammenhalt und die künftige wirtschaftliche Entwicklung.“* Zudem ist der Unterschied zwischen akademisch gebildeten Österreichern und Migranten – die Zweite Generation eingeschlossen – einer der höchsten in der OECD. Vergleichsweise hoch sei hierzulande weiters der hohe Anteil von Zuwanderern, die keine höhere berufliche Qualifikation vorweisen. Im Allgemeinen spielt das familiäre Umfeld in Österreich eine sehr wichtige Rolle, und je schlechter der sozioökonomische Hintergrund der Eltern ist, desto geringer sind die Chancen der Kinder auf einen guten Schulabschluss. Für Migrantenkinder gilt das umso mehr. (vgl. „Profil“ vom 04. 02. 2009: 20)

Daher möchte ich mich in meiner Arbeit einerseits den bestehenden Schwierigkeiten widmen, und andererseits den Migranten der zweiten Generation, die es trotz der schwierigen Umstände geschafft haben, sich am Arbeitsmarkt zu behaupten.

1. 2. Stichwort Rassismus

Eine Schwierigkeit, mit der Migranten konfrontiert werden, ist, ganz allgemein gesagt, der Rassismus. In Österreich gibt es im Alltag immer wieder rassistische Vorfälle. So kam es beispielsweise am 09. Mai 2009 zu einem Eklat bei einer Befreiungsfeier des KZ-Nebenlagers Ebensee: Vermummte Neonazis attackierten und beleidigten mehrere extra angereiste Überlebende der Vernichtungsanstalt (vgl. z. B. URL 15 / „Kurier“ vom 12. 05. 2009). Oftmals werden Menschen aufgrund ihres Aussehens Opfer von Rassismus: Im Bericht *„Wege zur Integration“* liest man unter anderem von der Anpöbelung afrikanischer Migranten bei der Wohnungssuche oder in öffentlichen Verkehrsmitteln. Vermutlich sind auch die meisten Einwohner einer Stadt wie Wien schon Augenzeugen derartiger Diskriminierungen geworden. Aus eigener Erfahrung kann hier Simon Inou, Begründer der Initiative *black austria* (siehe Kapitel 15.), sprechen, der ebenfalls schon aufgrund seiner schwarzen Hautfarbe diskriminiert wurde:

„In Österreich, in Wien, hast du zum Beispiel das so genannte Gastgewerbe. Da wirst du nicht einmal bedient. Du setzt dich hin, wartest ... 15 Minuten später: ‚Herr Ober?‘ – ‚Wir bedienen keine Schwarzen hier.‘ Nicht einmal: ‚Ich habe keine Zeit.‘ Also nicht einmal so. [...] Es gibt hier in Wien solche Lokale, ja! Es gibt auch die so genannten ‚Apartheid-Clubs‘, ja? Nachtclubs, wo einfach klar ist, Schwarze dürfen nicht rein.“ (INT 4: 5)

Diskriminierung kann aber auch indirekt stattfinden, etwa bei Passkontrollen am Flughafen, wenn Menschen mit dunkler Hautfarbe häufiger und / oder länger befragt werden. Den meisten Bewohnern von Ländern außerhalb Europas ist eine Einreise nämlich nur mit Visum gestattet. Während freie Auswanderung ein Menschenrecht ist, kann Einwanderung dagegen zu einem Exklusivrecht werden. Stammt man ohnehin schon aus einem wohlhabenden, demokratischen Land, so erhält man außerdem in der Regel leichter Zutritt zu anderen Ländern, als solche Menschen, die in armen Ländern oder unter autoritären Regimes aufwachsen. Es gibt weiters im rechtlichen Bereich Hürden, die ein Migrant meistern muss, um schrittweise vom „Fremden“ zum „Einheimischen“ zu werden. Diese Stufen sind teilweise hoch, aber nicht unüberwindbar. (vgl. Bauböck 2001: 20, 34)

Besonders betroffen sind also Menschen, die optisch sofort als „fremd“ auffallen. Vor allem gegenüber Türken und Schwarzen¹ gibt es hierzulande Vorurteile. Anfang 2009 sorgte beispielsweise eine Studie in Deutschland für Aufregung, die besagte, dass sich Türkische Migranten kaum integrieren. Diese Studie wurde auch in zahlreichen österreichischen Medien zitiert, mit dem Fazit, dass Türken größtenteils zu schlechten Sprachkenntnissen und einer zu geringen Bildung hätten, was wiederum die Integration behindere. Aufgrund weltpolitischer Entwicklungen wachsen außerdem die Vorurteile gegen den Islam, und dass Türken oft mit dem Islam verbunden werden schadet ihrem Image zusätzlich. Eine Studie der EU-Grundrechts-Agentur untersuchte 2009 die Lage ethnischer Minderheiten, im Besonderen die der Muslime, in 14 Mitgliedsländern, darunter auch in Österreich. Hier wurden 523 türkische Muslime befragt, von denen 10 % angaben, im vergangenen Jahr diskriminiert worden zu sein. Die höchsten Diskriminierungsraten verzeichnete man am Arbeitsmarkt, gefolgt von der Wohnungssuche. (vgl. „Kurier“ vom 28. 05. 2009) Die FPÖ ließ im EU-Wahlkampf 2009 sogar Islam-feindliche Wahlplakate affichieren („Abendland in Christenhand“), was zeigte, dass derartige Vorurteile immer mehr salonfähig werden. (vgl. z. B. „Kurier“ vom 26. 01. 2009 / „Kurier“ vom 18. 05. 2009 / URL 16)

1. 3. Die Möglichkeit, Staatsbürger zu werden

In Österreich beschließen Volksvertreter per Gesetz das Aufnahmeverfahren, und überlassen die Entscheidung im Einzelfall den Beamten. Die Antragsteller haben kein subjektives Recht auf die Aufnahme, auch wenn sie die Kriterien erfüllen. In Österreich gilt das „*ius sanguinis*“

¹ Ich spreche in meiner Arbeit von Menschen mit „schwarzer Hautfarbe“ oder von „Schwarzen“. Ich habe mich auf Anraten von Simon Inou, Gründer von *black austria* und geboren in Kamerun, dafür entschieden. Die Bezeichnung „Schwarzafrikaner“ verwende die Polizei, und daher empfinde er sie als rassistisch. (vgl. INT 4: 3)

(Abstammungsprinzip), nach dem eine Geburt im Inland nicht automatisch die Staatsbürgerschaft mit sich bringt. Auch für bereits im Inland geborene Kinder von Einwanderern gibt es keine Einbürgerungserleichterung. Auf der anderen Seite kann die österreichische Staatsbürgerschaft im Ausland über Generationen hinweg weitervererbt werden. Die Mindestaufenthaltsdauer, nach der ein Antrag auf Einbürgerung gestellt werden kann, liegt in Österreich bei zehn Jahren. Diese Frist kann auf sechs Jahre reduziert werden, wenn besonders berücksichtigungswürdige Gründe (sportliche Erfolge o. ä.) vorliegen. Nach zehn Jahren liegt die Einbürgerung aber wie erwähnt nach wie vor im Ermessen der Behörden. Im Jahr 2009 war für Nicht-EU-Bürger eine so genannte Rot-Weiß-Rot-Card im Gespräch, die ab 2010 die Zuwanderung regeln und das Quotensystem ablösen soll. Die Kriterien, eine Karte zu erhalten, sollen sich an den Erfordernissen des Arbeitsmarktes orientieren: Qualifikation, Deutschkenntnisse, Nachfrage. Für das Erfüllen der Kriterien erhält man laut diesem Modell Punkte, und bleiben dürfen jene, die die meisten Punkte haben. Doch selbst ein österreichischer Pass löst noch lange nicht alle Probleme. Unterscheidet man sich optisch (etwa durch die Hautfarbe) oder akustisch (beispielsweise durch einen Akzent), kann man weiterhin Diskriminierungen ausgesetzt sein. (vgl. Hintermann in: Binder et al. 2005, 149 / Bauböck 2001: 20-21 / APA-Meldung vom 26. 01. 2009)

Die Staatsbürgerschaft zu besitzen bringt viele zusätzliche Rechte mit sich, etwa das aktive Wahlrecht. In Österreich können nicht-österreichische EU-Bürger (nur mit Hauptwohnsitz in Österreich) an Gemeinderatswahlen, beziehungsweise in Wien auch an Bezirksvertretungswahlen sowie an Europawahlen teilnehmen. Kurzzeitig gab es in Wien das kommunale Wahlrecht für Drittstaatsangehörige, was 2004 aber vom Verfassungsgerichtshof abgeschafft wurde. (vgl. Strasser 2009: 111 / URL 7 / URL 8) Es gibt übrigens immer wieder Aufrufe, die Mitwirkung von Migranten und ethnischen Minderheiten in der Politik zu vereinfachen, und europaweit außerdem zu vereinheitlichen. Einer davon kam etwa schon 1991 von der CLRAE (Standing Conference on Local and Regional Authorities of Europe) und trägt den Titel „Effective participation by immigrants in local political life“. Er enthält Vorschläge wie die verstärkte Einbindung der Betroffenen in die regionale Politik, etwa durch gewählte, lokale Autoritäten. Ebenso solle man Ausländern ein Wahlrecht bei Regionalwahlen zugestehen, wenn sie sich eine gewisse Anzahl von Jahren im Land aufhalten. Zudem wird gefordert, den Erhalt der Staatsbürgerschaft zu beschleunigen bzw. zu erleichtern. (vgl. Vertovec 1999: 7) In Österreich ist in diese Richtung bisher kaum etwas geschehen.

2. GESCHICHTE & POLITIK

2. 1. Österreich als Einwanderungsland

Österreich ist kein Einwanderungsland wider Willen. Schon vor 1918 war das Habsburgerreich ein Konglomerat unterschiedlicher Ethnien, mit einer Dominanz der deutschsprachigen Bevölkerung. Beispiele waren etwa die so genannten „Ziegelböhlen“² in Wien, oder die italienischen Eisenbahnarbeiter in Vorarlberg. Weiters holte man außerdem ab den 60er-Jahren aktiv Arbeitskräfte als „Gastarbeiter“ ins Land, und während der großen Flüchtlingswellen (1956 Ungarn, 1968 ČSSR, 1981 Polen) und während der Kriege im ehemaligen Jugoslawien wurden Flüchtlinge aus Osteuropa aufgenommen. Dennoch bezeichnen Politiker Österreich nicht gerne als Einwanderungsland. (vgl. Gieler 2003: 447, 453 / Bauböck 2001: 13)

Ab Ende der 80er-Jahre wurde das Thema „Ausländer“ politisch ausgeschlachtet: Ein Grund dafür war das Ende der kommunistischen Regime in Europa und die damit einhergehende Grenzöffnung. Weiters speulierten die Parteien – nicht zu unrecht – damit, mit diesem Thema Wählerstimmen zu gewinnen. Am exzessivsten betrieb das damals die FPÖ, und der wohl erste Höhepunkt war das Volksbegehren „Österreich zuerst“ (besser bekannt als „Ausländervolksbegehren“) im Jahr 1993. Bis heute sind die „Ausländer“ eines der dominierenden Themen der Wahlkämpfe in Österreich. Im Allgemeinen werden Einwanderer als Problem für die anderen Wähler dargestellt, nicht aber als zukünftige Wähler wahrgenommen. (vgl. Gieler 2003: 449)

2. 2. Migranten und die Politik

In Österreich ist die Integration von Migranten ein Thema, das von der Politik schon in der Vergangenheit nicht besonders intensiv verfolgt wurde: Weder zu Zeiten der SPÖ-Alleinregierung (1970-1983), noch unter der Koalition zwischen SPÖ und FPÖ (1983-1987), und auch nicht in der folgenden großen Koalition (1987-2000) wurden wichtige Maßnahmen im Bereich Integration gesetzt. Meist wurde sie mit Assimilierung verwechselt, und es wurde auch nicht beachtet, dass die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit ständigen, dynamischen Veränderungen unterliegt, und es nicht nur um die einseitige Anpassung von Minderheiten gehen kann. Integration von Immigranten ist in der Regel asymmetrisch. So erwartet man von ihnen, Deutsch zu lernen, umgekehrt von Österreichern aber nicht, dass sie etwa einen Türkisch-Kurs belegen. Der Immigrant bringt also die größere, individuelle Anpassung.

² Als „Ziegelböhlen“ bezeichnete man die Arbeiterschaft der Ziegeleien im Süden Wiens im 19. Jahrhundert, da sie überwiegend böhmischer Abstammung waren. (vgl. URL 19)

Integration erfordert aber auch Zugang zu Jobs, Wohnungen, Sozialleistungen, Medien, Rechten, etc. Werden ungleiche Chancen festgeschrieben, so untergräbt das die soziale Integration. Zementiert man den Ausländerstatus in den Gesetzen ein, erschwert das die rechtliche und politische Integration. (vgl. Gieler 2003: 452 / Bauböck 2001: 14-15 / Oswald 2007: 93)

Österreich hat im europäischen Vergleich viele Gesetze, die Migranten diskriminieren, indem sie diese von Rechten oder staatlichen Leistungen ausschließen, die den Inländern vorbehalten bleiben. Selbst der Gleichheitsgrundsatz der Verfassung, der im Staatsgrundgesetz von 1867 verankert ist, gilt explizit nur für österreichische Staatsbürger. Migranten sind klarerweise nicht rechtlos, das verhindern unter anderem die auch von Österreich unterzeichneten internationalen und europäischen Menschenrechtskonventionen. Probleme gibt es beispielsweise aber beim Zugang zum Arbeitsmarkt. Leben und Arbeiten sind für Einwanderer in Österreich übrigens von zwei unterschiedlichen Gesetzen geregelt. Das heißt: Nicht jeder, der in Österreich arbeitet, muss auch hier leben dürfen – und umgekehrt. Das Fremden-gesetz (FrG) entscheidet darüber, ob sich jemand hier aufhalten darf, das Ausländerbeschäftigungsgesetz (AuslBG) wiederum bestimmt davon weitgehend unabhängig, ob dieser jemand hier auch seinen Lebensunterhalt verdienen darf. Manchmal wird argumentiert, österreichische Auswanderer würden etwa in der Türkei ebenso nicht bevorzugt behandelt werden: Migration ist aber fast immer ein asymmetrischer Prozess. So haben Belgrad und Ankara auch niemals österreichische Gastarbeiter rekrutiert. Integration ist ebenso vom sozialen Aufstieg der Zuwanderer abhängig. Am Arbeitsmarkt hieße das, dass Zuwanderer an besser bezahlte Jobs gelangen, bessere Arbeitsbedingungen vorfinden, oder eventuell vom Arbeiter- in den Angestelltenstatus wechseln. Umgekehrt können ein Verbot zu Arbeiten, kombiniert mit einem unsicheren Aufenthaltsstatus und fehlenden sozialen Kontakte im neuen Heimatland, sehr rasch zu Resignation und dem Gefühl, wertlos oder unterlegen zu sein, führen. (vgl. Bauböck 2001: 24-26, 53 / Binder et al. 2002: 70)

2. 3. Das „Gastarbeiter“-System

Ich möchte näher auf das Thema der „Gastarbeiter“ ab den 60er-Jahren eingehen. Zum einen stammen viele Menschen der so genannten Zweiten Generation (siehe Kapitel 4) von ehemaligen „Gastarbeitern“ ab. Zum anderen gehen Gesetze für Migranten in Österreich nämlich zu großen Teilen immer noch auf dieses Gastarbeiter-System zurück: Damals brauchten Arbeitgeber am österreichischen Arbeitsmarkt Arbeitskräfte, die unter anderem

auch aus dem Ausland geholt wurden. Die Idee dahinter war aber, dass die „Gastarbeiter“ nach dem Rotationsprinzip nur eine bestimmte Zeit in Österreich verbringen, und anschließend wieder in ihre Heimat zurückkehren. Anhaltende Nachfrage der Arbeitgeber in den 70er-Jahren und der Familiennachzug machten schließlich aus „Gastarbeitern“ aber Immigranten. Im allgemeinen Sprachgebrauch und auch in der Gesetzgebung gibt es die „Gastarbeiter“ aber immer noch. Das Problem mit der Gesetzgebung: Sie war ursprünglich darauf ausgelegt, den Rechtsstatus der Migranten möglichst unsicher zu gestalten, und sie so zu einem beliebig manövrierbaren Potential am Arbeitsmarkt zu machen. (vgl. Gieler 2003: 449 / Bauböck 2001: 13)

Zu Beginn der 60er-Jahre vereinbarten Wirtschaftskammer und Gewerkschaft zum ersten Mal die Aufnahme von Gastarbeiterkontingenten. Die Migranten sollten jedoch nur vorübergehend als Zusatzkräfte in Österreich arbeiten. Vom Jahr 1961 bis zum Jahr 1973 stieg die Zahl der beschäftigten Migranten von 16.200 auf 226.800. Erst im Jahr 1974 wurde der Zugang zum Arbeitsmarkt wieder gedrosselt. Die Zahl der beschäftigten Migranten wurde 1979 gedeckelt. Kurz darauf, im Jahr 1981 folgte eine Restrukturierung der Industrie und die Nachfrage nach Arbeitskräften sank in Folge stark. Im Jahr 1984 zählte der Anteil der ausländischen Beschäftigten 138.700 Menschen – es waren also zirka nur halb so viele wie noch zehn Jahre zuvor. Zur erhofften Rückwanderung der angeworbenen „Gastarbeiter“ kam es jedoch kaum. Im Gegenteil: Aus „Gastarbeitern“ wurden Einwanderer, die ihre Familien nachholten und sich auf Dauer in Österreich niederließen. (vgl. Bauböck 2001: 47-48 / Manolakos et al. 2005: 26)

Ein kurzer Exkurs zur Entwicklung in Europa: Sie verlief zu dieser Zeit in West- und Nordeuropa ähnlich. Generell wurde die Zuwanderung seit den 70er- und 80er-Jahren strikter geregelt – vor allem nach der ersten Ölkrise 1973 sank der Bedarf an ausländischen Arbeitskräften. Wie auch Österreich erwarteten die meisten Länder, dass die „Gastarbeiter“ in ihre Heimatländer zurückkehren würden. Im Gegenteil kam es in den Folgejahren sogar zu mehr Einwanderung, da Familien nachgeholt wurden, oder Angehörige der zweiten Generation Ehepartner in ihrem Herkunftsland fanden und mit in die neue Heimat brachten. Wie die Fremden wahr- und aufgenommen werden, entwickelte sich jedoch im Laufe der jeweiligen Geschichte in verschiedenen Ländern Europas unterschiedlich: Gingrich spricht in diesem Zusammenhang von einem „klassisch-kolonialen“ Orientalismus (etwa in England, Frankreich, den Niederlanden), der sich unterschied von einem „frontier orientalism“, der

historisch eher in Österreich, Italien oder Ungarn für die Wahrnehmung charakteristisch ist. Er verwendet das amerikanische Wort „frontier“, da in diesem Modell die gefühlte Bedrohung entlang einer umkämpften, veränderlichen Grenze eine Rolle spielt. (vgl. Gingrich 1999: 91 / Gingrich 2008: 5-6) Jedes Land hat eine eigene Geschichte: Länder wie Österreich oder Deutschland haben praktisch keine Kolonialgeschichte, und daher andere Erfahrungen mit anderen Kulturen und Einwanderern, als Länder, die Kolonien hatten. In Österreich gab es wiederum bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Monarchie, die unter anderem bis zu den heutigen Staatsgebieten von Ungarn, Tschechien, Ex-Jugoslawien, Polen, Rumänien oder der Ukraine reichte. Also entstand und entwickelte sich der Kontakt zu Anderen hier anders als in anderen Ländern Europas. (vgl. Bericht des Councils of Europe 1991: 5-6, 12 / URL 20)

2. 3. 1. Das Ausländerbeschäftigungsgesetz

Im Detail auf alle Gesetze einzugehen würde den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen. Dennoch ist es wichtig zu erwähnen, dass Österreich im Endeffekt grundsätzlich den Gedanken des „Gastarbeiter“-Systems treu geblieben ist. Das bedeutet: Einwanderer werden eher als konjunktureller Puffer für österreichische Beschäftigte betrachtet – sie sollen also möglichst nicht in Positionen kommen, Österreicher am Arbeitsmarkt zu gefährden. Insofern ist der berufliche beziehungsweise soziale Aufstieg schwierig. Grundsätzlich ist die erstmalige Aufnahme einer Beschäftigung in Österreich durch die Erteilung von Beschäftigungsbewilligungen gesteuert. Allerdings: Das Ausländerbeschäftigungsgesetz sollte schon 1976 Neubeschäftigung von Ausländern am österreichischen Arbeitsmarkt verhindern. Daher stellt es gleich zu Beginn, in § 4 (1) fest, dass ein Migrant zugelassen wird, *„wenn die Lage und Entwicklung des Arbeitsmarktes die Beschäftigung zulässt und wichtige öffentliche oder gesamtwirtschaftliche Interessen nicht entgegenstehen.“* Arbeitslose Inländer haben demnach Vorrang, was die Besetzung eines Postens angeht, und die Beschäftigungsbewilligung bezieht sich auch nur auf einen expliziten Job. Eine Arbeitserlaubnis verleiht das Recht auf den Zugang zu jeder frei gewählten Beschäftigung innerhalb eines Bundeslandes. Diese kann durch lange Aufenthaltsdauer und weiters durch lange Beschäftigung (ein Jahr erlaubter Beschäftigung innerhalb der vergangenen 14 Monate) erworben werden. Das Recht auf einen Befreiungsschein wird in der Regel nach fünfjähriger Beschäftigung, oder von Angehörigen der zweiten Generation nach Absolvierung des letzten Pflichtschuljahres in Österreich, erworben. Mit dieser Bewilligung kann man im gesamten Bundesgebiet arbeiten. (vgl. Bauböck 2001: 52 / Nowotny in: Fassmann 2007: 55-56)

Diese Faktoren bedingen unter anderem, dass hoch qualifizierte Einwanderer eher nicht nach Österreich kommen: Grundsätzlich wandern in die gesamte EU vor allem schlecht ausgebildete Menschen ein – Österreich gehört bei den hoch qualifizierten Einwanderern innerhalb der EU aber noch einmal zu den Schlusslichtern. (vgl. Strasser 2009: 98 / APA-Meldung vom 26. 01. 2009)

2. 3. 2. Schlüsselkräfte in Österreich

Eine Sonderform der Einwanderung ist die der so genannten Schlüsselkräfte: Dabei handelt es sich um hoch qualifizierte Personen. Sie erhalten von der Fremdenbehörde eine Niederlassungsbewilligung, mit der auch das Recht auf eine Arbeitsaufnahme verbunden ist. Als Schlüsselkraft gelten kurz zusammengefasst Migranten mit besonderer, am inländischen Arbeitsmarkt gefragter Qualifikation, die gleichzeitig eine Reihe zusätzlicher Voraussetzungen erfüllen. Sie müssen z. B. einen Mindestlohn von 60 % der Höchstbeitragsgrundlage nach dem Allgemeinen Sozialversicherungsgesetz (ASVG) brutto vorweisen können (im Jahr 2007 waren das 2304 Euro). Bei unselbstständigen Schlüsselkräften stellt der Arbeitgeber den Antrag, Selbstständige stellen ihn selbst bei der zuständigen Botschaft. In der Niederlassungsverordnung der Bundesregierung werden jährlich eigene Quoten für die Zulassung von Schlüsselkräften festgelegt. Die Quote wird Jahr für Jahr erstellt, die meisten Quotenplätze gibt es in Wien. Die Schlüsselkraftquoten der Jahre 2003 bis 2005 waren nicht vollständig ausgeschöpft, so dass auch 2006 kein Grund für eine Erhöhung gesehen wurde. Im letzten Quartal 2006 war die Quote erstmals ausgeschöpft, im Jahr 2007 wurde sie ungewöhnlicherweise mitten im Jahr erhöht (damals z. B. in Wien von 3140 auf 3440 Plätze). (vgl. Nowotny in: Fassmann 2007: 58-59 / URL 21 / URL 22 / URL 23)

Diesen einwandernden Fachleuten ermöglicht ihr Humankapital oder ihr finanzielles Kapital meist von Beginn an, eine hohe soziale Stellung einzunehmen. (vgl. Alba et al. 2003: 36) Generell haben Einwanderer aus den alten EU-Ländern, Amerika und Ozeanien die besten Qualifikationen, und sind häufig in leitenden Funktionen in der Wirtschaft oder bei internationalen Organisationen tätig. (vgl. Biffl in Fassmann (Hrsg.) 2007: 268)

2. 4. Folgen des Gastarbeiter-Systems

Nicht nur in den Gesetzen spürt man die Folgen des „Gastarbeiter“-Systems. Mit der Beschäftigung der so genannten „Gastarbeiter“ kam es in den Aufnahmeländern zu einer

ethnischen Unterschichtung³, da ihre Anwerbung auf ganz bestimmte Arbeitsplätze an der Basis des sozialen Schichtengefüges erfolgte. Die ethnische Abgrenzung ergab sich also quasi „von selbst“ durch den abgrenzenden Ansiedlungsprozess und durch die speziellen Sektoren, in denen sie tätig waren. Machtunterschiede ergaben sich weiters aus der nicht vollständigen Teilhabe an politischen Rechten. (vgl. Oswald 2007: 118)

Die größten Zuwandererminderheiten kommen auch heutzutage aus den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien und aus der Türkei. Ähnlich ist die Lage am Arbeitsmarkt: Nahezu 80 % stellen nach wie vor Angehörige jener Staaten, aus denen auch die ersten „Gastarbeiter“ hierher kamen. Selbst die Relationen haben sich relativ wenig verändert. An erster Stelle rangiert das ehemalige Jugoslawien, gefolgt von der Türkei. Danach kommen Polen, Ungarn und Rumänien. (Beispiel: In Wien im Jahr 2003 waren durchschnittlich 49,5 % aller ausländischen Beschäftigten aus dem ehemaligen Jugoslawien; 14,9 % aus der Türkei; 5,4 % aus Polen und 2,1 % aus Ungarn.) Auch die bevorzugten Branchen (Handel, Bau, Gastgewerbe, Sachgütererzeugung) haben sich seit der Zeit der „Gastarbeiter“ nur geringfügig verändert. (Beispiel: In Wien im Jahr 2003 arbeiteten zirka 16 % im Handel, 14 % am Bau, 11 % im Gastgewerbe und 11 % in der Sachgütererzeugung.) Migranten arbeiten also vorwiegend im Niedriglohnsektor. Dieser Trend verstärkte sich in den 90er-Jahren einige Zeit lang sogar, da Migranten verstärkt dort eingestellt wurden, wo es Personaldefizite im Niedriglohnbereich gab. Innerhalb dieser Branchen wiederum sind ausländische Arbeitnehmer meist in Kleinst- oder Kleinbetrieben zu finden. Migranten arbeiten zudem eher als un- oder angelernte Arbeiter – sie haben drei Mal so oft einen Arbeiterstatus wie Österreicher. Es gibt also Bildungs- und Berufslaufbahnen, in denen bestimmte Gruppen beinahe gar nicht zu finden sind, und andere, in denen sie in großer Zahl vertreten sind. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 191 / Manolakos et al. 2005: 29, 32)

Eine Folge davon, dass Migranten vor allem im Niedriglohnbereich arbeiten, ist, dass das Armutsgefährdungsrisiko⁴ für sie auffällig höher ist als für die restliche Bevölkerung. In

³ In der deutschsprachigen Migrationsforschung ist bis heute der auf Hoffmann-Nowotny zurückgehende Begriff der „ethnischen Unterschichtung“ zur Analyse von Prozessen am Arbeitsmarkt gebräuchlich. Demnach treten Menschen nach ihrer Migration zunächst zum überwiegenden Teil in die untersten Positionen des sozialen Schichtsystems ein, und bilden damit „eine neue soziale Schicht unter der Schichtstruktur des Einwanderungskontextes [...]“. Unterschichtung impliziert also, dass in der Basis des Schichtsystems neue Positionen geschaffen werden und / oder bisher von Einheimischen eingenommene Positionen aufgegeben [...] werden.“ (Hoffman-Nowotny 1973: 52)

⁴ Nach einer Empfehlung des Europäischen Statistischen Zentralamtes (Eurostat) gelten Personen als armutsgefährdet, deren gewichtetes Pro-Kopf-Haushaltseinkommen unter einem Schwellenwert von 60 % des

Österreich betrug die Armutsgefährdung von Migranten (die keine Staatsbürgerschaft von Österreich oder den EU-15 hatten) 28 %. Damit ist das Armutsgefährdungsrisiko für diesen Personenkreis etwa doppelt so hoch wie für die restliche Bevölkerung. Innerhalb der Migranten waren die Gruppen unterschiedlich stark betroffen, besonders betroffen waren Türken: So wiesen Menschen mit einer türkischen Staatsbürgerschaft eine Armutsgefährdungsquote von 34 % auf. (vgl. Heitzmann et al. in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 291-294)

2. 4. 1. Ethnische Gruppen und „differences within“

Allerdings muss man ebenso beachten, nicht zu verallgemeinern: Grundsätzlich gilt es zu bedenken, dass es innerhalb der Herkunftsgruppen große Unterschiede hinsichtlich Bildung, Religion, etc., und deren Bedeutung gibt. Über diese „differences within“ ist in Österreich bisher noch relativ wenig bekannt. Wird also eine ethnisch-kulturelle Gruppe in Beschreibungen oder Analysen herausgegriffen, muss man auch beachten, dass keine Gruppe für sich existiert, sondern dass sie sich immer über das Verhältnis und die Abgrenzung zu anderen derartigen Gruppen konstituiert. Beim Kontakt mehrerer Gruppen definieren sie sich als ethnisch verschieden und grenzen sich voneinander ab. Ethnizität meint also ein Verhältnis zwischen zwei oder mehreren Gruppen oder Gesellschaften, zwischen denen die Auffassung vorherrscht, dass sie sich voneinander unterscheiden. Um sich identifizieren zu können, greifen sie auf Symbole zurück, die ihnen vertraut sind. Zudem können Paradigmen, die während der ersten, großen Einwanderung einer Gruppe herrschten, das Bild der Gruppe über Generationen hinweg prägen. (vgl. Barth 1969: 10, 31 / Herzog-Punzenberger in: Eichelberger et al. 2008: 238 / Gingrich 1999: 259)

Ethnische Gruppen und deren Abgrenzung haben die Tendenz – trotz Kontakten und Mobilität innerhalb der Gesellschaft – bestehen zu bleiben. Das „Council of Europe“ nennt in seinem Bericht von 1991 dafür zwei Gründe: Faktoren wie geringe Sprachkenntnisse, schlechte Ausbildung, unsicherer Aufenthaltsstatus oder das Nichtwissen um gesellschaftliche Codes und Praktiken haben zur Folge, dass die Betroffenen nicht als „vollwertige“ Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft funktionieren. Das kann so weit gehen, dass manche Gruppen, bei Barth als „pariah groups“ bezeichnet, aktiv abgelehnt werden und kaum noch Möglichkeiten haben, Anschluss zu finden. (Ein Beispiel dafür wären Roma und Sinti in manchen Ländern Europas.) Der zweite Grund betrifft die Mehrheitsgesellschaft selbst, deren Institutionen nicht

Median-pro-Kopf-Einkommens liegt. In Österreich wären das im Jahr 2004 zum Beispiel 848 Euro pro Monat gewesen.

immer zugänglich sind für Mitglieder der Migrantengruppen. Diese Formen von indirekter oder struktureller Diskriminierung behindern die soziale Integration und den Aufstieg. Weiters zieht jede Migration weitere Migration an, da jeder einzelne Migrant die Kosten für nachkommende Verwandte oder Freunde senkt, was wiederum den Nachzug und das Fortbestehen einer Gruppe stärkt. (vgl. Barth 1969: 10, 31 / Bericht des Councils of Europe 1991: 11 / Brettell et al. 2000: 107)

2. 5. Fazit

♦ Österreich ist zwar ein Einwanderungsland, politisch und in der öffentlichen Meinung ist das Thema „Ausländer“ aber eher negativ besetzt. Auch rassistische Vorfälle gibt es immer wieder. Rassismus ist also ein Faktor, der Einfluss hat auf die Integration und auf das Berufsleben.

♦ Die heutige Situation der Einwanderer in Österreich ist sehr stark geprägt durch das Gastarbeiter-System. Erstens dadurch, dass die größten Zuwandererminderheiten bis heute aus Ländern stammen, aus denen früher „Gastarbeiter“ rekrutiert wurden. Zweitens zeigt sich noch heute in der Gesetzgebung, dass Einwanderer eher als manövrierbares Potenzial am Arbeitsplatz gesehen werden, deren Rechtsstatus daher unsicher bleiben sollte, was klarerweise den sozialen Aufstieg behindert. Diese rechtliche Unsicherheit erschwert die Situation am Arbeitsmarkt.

♦ Die Integration wird dadurch erschwert, dass die Zugänge zu Jobs, Wohnungen, Sozialleistungen, Medien, Rechten, usw. beschränkt sind. Diese Möglichkeiten würden aber den sozialen Aufstieg begünstigen, der seinerseits wiederum die Integration begünstigt.

♦ Grundsätzlich haben ethnische Gruppen und ihre Abgrenzungen die Tendenz, bestehen zu bleiben. In Österreich wird das unter anderem am Arbeitsmarkt deutlich, da es Sparten gibt, in denen bestimmte Gruppen entweder so gut wie gar nicht – oder fast ausschließlich – zu finden sind. Differenzen innerhalb der Gruppen werden vernachlässigt, und es kommt in Folge etwa zu unreflektierten Klischees über „die Türken“ oder „die Afrikaner“. Eine negative Meinung ist aber hinderlich für Integration und sozialen Aufstieg.

3. ARBEITSMARKT UND AUFSTIEG

3. 1. Soziale Ungleichheiten und Unsicherheiten

Der Marsch nach oben in der Jobhierarchie ist ein seltenes Phänomen. Die Benachteiligung beginnt schon bei der Personalrekrutierung, setzt sich fort bei den Beschäftigungsverhältnissen, den Arbeitsbedingungen, und reicht bis hin zu Mobbing und ungerechtfertigten Entlassungen. Das verbreitete Vorurteil, Einwanderer würden den Einheimischen Arbeitsplätze wegnehmen, ist falsch, da Migranten häufiger von Arbeitslosigkeit⁵ betroffen sind (selbst in besseren Positionen) und meist in unattraktiven Sektoren des Arbeitsmarktes beschäftigt sind, wo es keine bis wenig einheimische Mitbewerber gibt. (vgl. Bericht des Councils of Europe 1991: 38)

Selbst gleiche Rechte sind nicht gleichbedeutend mit gleichen Chancen: Auch wenn Migranten Inländern rechtlich in manchen Bereichen weitgehend gleich gestellt sind, rangieren manche Gruppen von Einwanderern am untersten Ende der Lohnskala, dafür an der Spitze der Arbeitslosenstatistik, oder sie wohnen in wenig attraktiven Gegenden. Ein bekanntes Schlagwort dafür ist der so genannte „3-D-Job“: *dirty, dreadful & dangerous*. Die Mehrheit der Zuwanderer ist im Arbeiterstatus tätig, und zwar in Jobs mit hoher, gesundheitlicher Belastung, hohem Beschäftigungsrisiko, und mit dafür geringer Bezahlung. (vgl. SORA-Bericht 2003: 7)

In Österreich bleiben Immigranten häufiger als in Deutschland auf ihre ursprüngliche Position in der Erwerbswelt beschränkt. Gründe dafür: die rigide Struktur des Arbeitsmarktes (hohe Einstiegshürden, traditionell geringe Mobilität, hohe Saisonbeschäftigung); die Erhaltung von strukturschwachen Branchen im Niedriglohnbereich durch Ausländerbeschäftigung; die klein- und mittelbetriebliche Struktur der österreichischen Wirtschaft; innerbetriebliche Diskriminierungen. Eckpfeiler sind jedoch die gesetzlichen Beschränkungen. Ein beträchtliches Hemmnis ist die rechtliche Unsicherheit: Egal, welche Stufe auf der Leiter des Ausländerbeschäftigungsgesetzes (AuslBG) man erklommen hat, die Gefahr des Durchfallens bis unter die letzte Sprosse bleibt. Jede einmal erteilte Bewilligung kann wieder verloren gehen. Absicherungen in Fällen von längerer Krankheit, Karenzurlaub oder einer erzwungenen vorübergehenden Rückkehr ins Herkunftsland gibt es nicht. Daher stehen Migranten unter einem größeren Druck als heimische Arbeitskräfte. (Abgeschwächt wurde er

⁵ Laut der Volkszählung von 2001 war die Arbeitslosenquote mit 13,8 % am höchsten unter ausländischen Staatsbürgern, die schon in Österreich auf die Welt kamen. Bei Inländern lag die Quote bei 5,5 %. (vgl. Biffl in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 265)

immerhin dadurch, dass sie seit 1999 Notstandhilfe beziehen können.) Tendenziell haben sie eine Arbeit, bei der sie auf Abruf bereit stehen müssen, mit niedriger Bezahlung. Um den Job nicht zu verlieren, akzeptieren sie auch mögliche, weitere Verschlechterungen. Oft gelangen auch nachgezogene Familienangehörige in die vorhandenen schlechten Jobs, und so verfestigt sich die ethnische Schichtung des Arbeitsmarktes. (vgl. Bauböck 2001: 55-56)

Einerseits sind es die Marktmechanismen, die allgemein soziale Ungleichheiten in einer Gesellschaft erzeugen. Andererseits zieht das „Ausfransen“ der Arbeits- und Wohnungsmärkte Migration an, da Einwanderer so Jobs und Quartiere bekommen, die bei Einheimischen ohnehin nicht gefragt wären. Teilweise wird die Lage der Migranten in Österreich sogar als besser als anderswo bewertet, da etwa nach dem zweiten Weltkrieg ein relativ hohes Beschäftigungsniveau blieb, und es in österreichischen Städten so gut wie keine Slumbildung gab. Andererseits ist die soziale Mobilität der Zugewanderten niedrig. Das Problem hier sind also weniger die schlechten Lebensbedingungen, sondern es ist der blockierte Aufstieg (Näheres siehe 3. 2. „Was den Aufstieg behindern kann“). (vgl. Hintermann in: Binder et al. 2005: 150) Auch die intergenerationale Mobilität – also der soziale Aufstieg von in Österreich geborenen Kindern von Einwanderern – ist hierzulande niedrig. Teilweise spielt sie sich nur innerhalb der Arbeiterberufe ab, wenn etwa jemand vom Hilfsarbeiter zum Facharbeiter aufsteigen konnte. In manchen Fällen spielt auch eine Angst vor dem Herauslösen aus dem angestammten Sozialmilieu mit: Die Betroffenen können das als Risiko betrachten, und haben Angst vor Statusunsicherheiten, Identitätsproblemen oder vor einem sozialstrukturellen Orientierungsverlust. (vgl. Hintermann in: Binder et al. 2005: 150 / Berger et al. 1995: 65-67)

3. 1. 1. Gefühlte Benachteiligung

Ein Bericht des SORA-Instituts (Institute for Social Research and Analysis), bezogen auf den Wiener Arbeitsmarkt, führt an, dass sich Arbeitnehmer mit Migrationshintergrund tendenziell benachteiligt fühlen gegenüber österreichischen Kollegen: Zugrunde liegt dieser Analyse unter anderem eine Studie der Arbeiterkammer Wien⁶, die besagt, dass sich mehr als ein Drittel der Befragten sowohl in den Bereichen Arbeit und Beruf, als auch im Bereich Wohnen sehr oder ziemlich benachteiligt fühlt. Allerdings nimmt diese Tendenz bei der Zweiten Generation ab: Konkret fühlen sich demnach vier von zehn ausländischen Beschäftigten in Arbeit und Beruf sehr oder ziemlich diskriminiert. Von den Befragten der Zweiten Generation

⁶ Durchgeführt von Dezember 2001 bis Februar 2002; 803 befragte Migranten, die in Wien leben; Face-to-Face-Interviews im Haushalt der Befragten

gibt ca. jeder Fünfte an, sich gegenüber Österreichern benachteiligt zu fühlen. Umgekehrt fühlte sich ein Drittel der Beschäftigten ohne österreichische Staatsbürgerschaft sowie die Hälfte der Befragten der 2. Generation gar nicht benachteiligt. Angehörige der Zweiten Generation dürften demnach tendenziell bessere Chancen haben. (vgl. SORA-Bericht 2003: 12-13)

Benachteiligt fühlen sich die Migranten am Arbeitsmarkt in folgenden Bereichen: bei der Bezahlung, bei der Arbeitsbelastung, bei der Zuteilung unangenehmer Arbeiten, bei der Anerkennung der Leistungen sowie bei der Behandlung durch Vorgesetzte. Beschäftigte in der Baubranche waren von diesen fünf Bereichen am meisten betroffen. Ebenso berichteten Mitarbeiter sehr kleiner Unternehmen (bis zu vier Mitarbeiter) häufiger von Benachteiligungen. Ein weiterer Faktor ist das Alter: Je älter die Befragten sind, umso eher sprachen sie von Benachteiligungen. Ein Drittel gab an, Erfahrungen mit direkten oder indirekten Kündigungsdrohungen bei Krankenständen zu haben. Ein Viertel wiederum fürchtete eine Kündigung bei der Verweigerung von Überstunden. Daher nehmen Migranten auch arbeitsrechtliche Vergehen der Arbeitgeber eher in Kauf. Oft werden alltägliche Diskriminierungen beinahe als Normalität akzeptiert. Diskriminierung am Arbeitsplatz ist zudem meist „verdeckt“ und schwer nachweisbar. (vgl. SORA-Bericht 2003: 15-17 / Manolakos et al. 2005: 14) Ähnliches ergab auch die Studie „Die soziale Mobilität der AusländerInnen. Ein Beitrag zur Arbeitsmarkt- und Sozialstrukturanalyse der Großstadt“ von Katharina Demel et al. aus dem Jahr 2001: Gefragt wurde dort unter anderem nach den Gründen für einen Arbeitsplatzwechsel: Die Betroffenen strebten nach einem höheren Gehalt, nach einer höheren Arbeitsplatzsicherheit, nach weniger physischer Belastung und nach verträglicheren Dienstzeiten. (vgl. auch Demel et al. 2001)

Weniger oft benachteiligt fühlen sich übrigens Migranten mit einem höheren Bildungsabschluss: Im Bericht „Gleiche Chancen im Betrieb?“ wird angegeben, dass sich rund ein Zehntel der Akademiker am Arbeitsplatz häufig diskriminiert fühlt. Das ist ein niedrigerer Wert, verglichen mit den oben genannten Zahlen. Mögliche Erklärungen wären die besseren Deutschkenntnisse der Betroffenen, deren selbstbewussteres Auftreten, sowie der größere Respekt, der höher Gebildeten entgegengebracht wird. (vgl. Manolakos et al. 2005: 65)

3. 2. Was den Aufstieg behindern kann

Es gibt mehrere, mögliche Gründe für den schwierigen Aufstieg: Die besser ausgebildeten „Gastarbeiter“ gingen wegen der höheren Löhne tendenziell nach Deutschland. Schlechtere Bildung und Qualifikation brachte in Österreich also auch eine schlechtere Startbedingung. Arbeitsmigranten kommen oft aus peripheren Regionen ihrer Heimatländer und hatten dort kaum Möglichkeiten, gut ausgebildet zu werden. Migranten, die wiederum vor Kriegen oder Verfolgungen flüchteten, sind teilweise gut ausgebildet – durch mangelnde Anerkennung ihrer Ausbildung sowie durch Diskriminierungen am Arbeitsmarkt können sie das aber nicht ausreichend verwerten. Zudem gibt es in Österreich weniger Großbetriebe, in denen interner Aufstieg möglich ist. Weiters werben die verstaatlichte Industrie, die öffentliche Verwaltung und von Banken abhängige Großbetriebe oft noch Mitarbeiter unter dem Einfluss von Parteien an – was Migranten meist ausschließt. In Deutschland hingegen beginnt sich die Unterschichtung des Arbeitsmarktes durch Einwanderer und deren Kinder zumindest langsam aufzulösen. Allerdings gibt es auch in Österreich Überlegungen, zukünftig mehr Personen mit Migrationshintergrund im öffentlichen Sektor zu beschäftigen, besonders in den Bereichen Polizei und Justiz. Dazu startete die Exekutive in Wien die Aktion „Wien braucht dich!“, um für die Polizei auch Nachwuchs unter den Migranten zu rekrutieren. (vgl. Hintermann in: Binder et al. 2005: 150 / SORA-Bericht 2003: 7 / Bauböck 2001: 27 / URL 11 / „Kurier“ vom 28. 06. 2009)

Ebenso schließen viele Stellenangebote (wie übrigens auch Immobilieninserate) Migranten von vornherein aus. Derartige Annoncen beinhalten eine Formulierung, die deutlich macht, dass die angebotene Immobilie oder Arbeitsstelle nur Österreichern zur Verfügung steht. Meist wird das etwas verkürzt mit den beiden Worten „Nur Inländer“ gesagt. Dadurch werden aber nicht nur Menschen benachteiligt, die nicht die Österreichische Staatsbürgerschaft haben, sondern meist auch jene, die religiös, sprachlich, kulturell oder äußerlich nicht dem Bild eines „Inländers“ entsprechen. Menschen mit dunkler Hautfarbe oder Frauen mit Kopftüchern wären etwa davon betroffen. Somit ist ein beträchtlicher Teil der in Österreich lebenden Menschen von derartigen Jobs (oder Immobilien) ausgeschlossen. (vgl. ZARA Rassismus Report 2003: 55 / Manolacos et al. 2005: 50)

Um sozial aufsteigen zu können, schaffen sich Immigranten manchmal auch eigene Nischen oder nützen jene, die von den Einheimischen aufgegeben wurden, etwa die Lebensmittelnahversorgung (siehe 3. 2. 1.). Gerade in Wiener Bezirken mit einem höheren

Anteil an Migranten findet man häufig Unternehmer mit Migrationshintergrund. Auf den ersten Blick ist es nicht immer einfach, festzustellen, ob die Konzentration von Migranten in bestimmten Stadtvierteln die Folgen von Diskriminierung ist, oder ob das aus eigener Präferenz entstanden ist. Oft ist es auch eine Kombination aus beiden Erklärungen. (vgl. Bauböck 2001: 28) Aber für eine erfolgreiche Integration ist der soziale Aufstieg der Migranten wichtig: Am Arbeitsmarkt hieße das, dass sie Zugang zu besser bezahlten Jobs und zu besseren Arbeitsbedingungen haben. Ansonsten ist die Folge möglicherweise die Verarmung. Das Problem mit der Armut: Armut macht fremd. Ist die Armut auch noch ethnisch, so verstärkt das wiederum die Fremdheit der Eingewanderten. (vgl. ebd.: 58)

Auf jeden Fall haben die äußeren Bedingungen einen großen Einfluss darauf, wie leicht und schnell man sich in einem Land integrieren kann. Doch nicht nur die Strukturen im Äußeren, also im Aufnahmeland, sind ein Faktor, ob ein Einwanderer es schafft, „sozial aufzusteigen“: Denn trotz aller Hürden spielt auch die individuelle Karrieremotivation eine Rolle. Nicht jeder strebt nach einer „Karriere“ – das gilt für Migranten wie für Inländer – wobei eine „Karriere“ natürlich immer auch im Auge des Betrachters liegt (siehe auch Kapitel 3.3.) Es gibt zahlreiche Argumente, die dagegensprechen: Oft wollen die Menschen keine oder nicht zu viele Überstunden leisten, oft ist das Zusammensein mit der Familie wichtiger, oder andere Freizeitaktivitäten scheinen attraktiver als das berufliche Fortkommen. Beruflich erfolgreich zu sein ist vor allem den höher qualifizierten Einwanderern wichtig. Das Streben nach beruflicher „Karriere“ hängt also eng zusammen mit dem bereits mitgebrachten Bildungsniveau, welches wiederum auch von der Herkunft abhängt. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 125-126 / vgl. auch Demel et. al 2002)

Ähnlich der eigenen Motivation, eine „Karriere“ zu machen, ist auch die eigene Akzeptanz eines dauerhaften Aufenthaltes in Österreich wichtig – auch das kann die Karriereverläufe der Migranten beeinflussen. Ursprünglich sollte die Arbeitsmigration schließlich nur so lange dauern, bis die finanziellen Mitteln reichen für ein besseres Leben „daheim“. Vor allem unter „Gastarbeitern“ aus dem ehemaligen Jugoslawien war es verbreitet, sich zwei parallele Existenzen aufzubauen. Schlechte Wohnungen (bis zum untersten Substandard) in Österreich waren häufig, da die Doppelexistenzen kostspielig waren, und sie viel Geld benötigten für Anschaffungen in der „Heimat“. Jovanović analysiert in ihrer Diplomarbeit: *„Je früher das persönliche Eingeständnis und die Akzeptanz der De-facto-Einwanderung erfolgt, desto größer scheinen die Chancen für ein Weiterkommen.“* Der Blick richte sich dann nicht mehr

auf das, was in den ländlichen Gebieten Serbiens oder Kroatiens zur Prestigeerhöhung beiträgt, sondern darauf, was in Österreich zählt. Damit falle auch eine emotionale Rückzugsstrategie weg, die viele Migranten anwenden, indem sie sich bei auftretenden Problemen sagen, sie würden doch ohnehin remigrieren. Das kann zur verstärkten Auseinandersetzung mit der Aufnahmegesellschaft führen, und unter Umständen auch ein Ansporn zum Weiterkommen innerhalb dieser Strukturen sein. Wegen der geringeren räumlichen Distanz wiesen Ex-Jugoslawische Migranten eine erhöhte Mobilität zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland auf – im Gegensatz zu türkischen Migranten, wo sich die Besuche teilweise auf Urlaube und wichtige Familienfeste beschränken mussten. (vgl. Jovanović 2006: 149-152 / Haberfellner et al. 1999: 104)

Ein weiterer Erklärungsansatz: Jobs, die charakterisiert sind durch hohe Instabilität, schlechte Arbeitsbedingungen, niedrige Löhne und ein geringes Sozialprestige sind schwierig zu besetzen. Nicht nur, weil diese Stellen schlecht bezahlt sind, sondern auch aus sozialen Gründen: Menschen erwarten in der Regel nicht nur einen Lohn, sondern auch einen sozialen Status, der mit der Arbeit gehalten oder erhöht werden soll. An den Status sind also bestimmte Erwartungen geknüpft. Folglich meiden sie Jobs am Ende der Arbeitsmarkthierarchie. Um den Bedarf an Arbeitskräften zu decken, rekrutieren Unternehmen für diese Jobs so genannte „Arbeitsmarktreserven“, sprich: Jugendliche, Frauen, Einwanderer. Einwanderer eignen sich nun besonders gut, da sie, wie oben erwähnt, ihr Engagement am Arbeitsmarkt des Zuwanderungslandes oft nur als vorübergehend betrachten. Die Arbeit hat zuerst also kaum identitätsstiftende Funktion. Sie sind also in diesem Falle bereit, Arbeiten und Arbeitsbedingungen zu akzeptieren, die sie „zu Hause“ nicht dulden würden. (vgl. Parnreiter in Binder et al. 2005: 39-40 / Eriksen 2001: 49)

Zum Sozialprestige eines Jobs ist weiters erwähnenswert, dass Länder wie Österreich, Deutschland oder die Schweiz ein stark berufsorientiertes Ausbildungssystem aufweisen. Das heißt, der Beruf nimmt nach der Ausbildung in etwa die Bedeutung eines Titels oder eines Zertifikates an. Die Identifikation mit dem Beruf ist in diesen Ländern daher sehr viel höher als etwa in den USA, wo oft das *on-the-job-training* üblich ist, und der „Beruf“ sich auf die Aufgabe bezieht, die eine Person am gegenwärtigen Arbeitsplatz erfüllt. Das heißt also, dass Ausbildungen aus dem Ausland, die hierzulande nicht anerkannt werden, natürlich Nachteile bringen, und erklärt, warum das mit dem Job einhergehende Sozialprestige wie oben erwähnt wichtig ist. Es gibt nämlich einen zugeschriebenen Status, und einen selbst erreichten.

Erreicht nun also jemand einen Job mit höherem Sozialprestige, kann damit auch ein höherer, gesellschaftlicher Status einhergehen. So kann sich ein Migrant in Österreich mehr Ansehen verschaffen, und gilt damit gemeinhin als „erfolgreich“, wenn er einen angesehenen Job gefunden hat. (vgl. Buchmann et al. in Berger et al. 1995: 52 / Eriksen 2001: 49)

3. 2. 1. Ethnic Business

In den USA gehören die ethnischen Unternehmer selbstverständlich zum Stadtbild. In Österreich entwickelte sich der Arbeitsmarkt jedoch anders. Migranten wurden im damaligen „Gastarbeiter“-System vorrangig als unselbstständige Arbeitskräfte angeworben. Die Option, einer selbstständigen Beschäftigung nachzugehen, stand vorerst eher im Hintergrund. Nach und nach wurden aus manchen „Gastarbeitern“ Geschäftsleute. In den Jahren von 1984 bis 1993 hat sich die Zahl der ausländischen Unternehmer mehr als verdreifacht. 1984 gab es in Wien etwa 2000 ausländische Unternehmer. Im Jahr 1993 waren es 6400. Die wichtigsten Sparten, in denen Einwanderer als Selbstständige arbeiten, sind das Gaststätten- und das Beherbergungswesen sowie der Handel (vor allem der Lebensmitteleinzelhandel). Der Grund: Diese Branchen verlangen meist wenig Kapital, aber gleichzeitig hohen Arbeitseinsatz. Die Folgen sind oft ein hohes Maß an Selbst- und Familienausbeutung. Grundsätzlich ist der Weg in die Selbstständigkeit durch Auflagen, Genehmigungen und Nachweisen kompliziert. Für Einwanderer kommen noch einige zusätzliche bürokratische Hürden hinzu. Als Nicht-EU-Bürger benötigt man dazu eine „Gleichstellung“ nach der Gewerbeordnung. Das fällt in die Kompetenz der Länder, die zu prüfen haben, ob *„anzunehmen ist, dass die Ausübung des Gewerbes durch Ausländer (sic!) [...] im volkswirtschaftlichen Interesse liegt und nicht den sonstigen öffentlichen Interessen zuwiderläuft.“* (§ 14 (2) GewO). Hier geht es unter anderem darum, ob der Betrieb eine Lücke in der lokalen Betriebsstruktur füllt oder ob die Waren eine Qualität aufweisen, die für die österreichische Wirtschaft attraktiv oder nützlich sein könnten. Begünstigend ist es etwa, wenn Arbeitsplätze entstehen. Eine in Österreich absolvierte Ausbildung ist ebenfalls von Vorteil. Die Auslegung liegt also im Ermessen der jeweiligen Behörde. Meist ist die „Gleichstellung“ ortsgebunden, das heißt, man kann den Standort des Betriebes nicht ohne neues Ansuchen verlegen. Die Voraussetzungen für eine Befähigung orientieren sich primär am österreichischen Bildungssystem: So gelten etwa Handelsschulabschlüsse, Meisterprüfungen oder andere, einschlägige berufliche Erfahrungen in der angestrebten Branche. Das ist auch ein Grund, warum viele Einwanderer im Einzelhandel arbeiten: In dieser Sparte kann man auch ohne besondere Qualifikationen arbeiten. Ein Unternehmer zu sein ist also nicht immer der Weg zum sozialen Aufstieg: Dem

stehen oft mangelndes Eigenkapital, wenig ertragreiche Geschäfte oder unzureichende Unternehmenskonzepte sowie auch der oft unsichere Aufenthaltsstatus im Wege. Aus diesen Gründen haben Einwanderer oft nur eingeschränkt Zugang zu Krediten von Banken. Häufig sind sie bei der Gründung eines Betriebs auf Ersparnisse oder private Darlehen angewiesen. (vgl. Bauböck 2001: 73-75, 79-81 / Bericht des Councils of Europe 1991: 40 / Oswald 2007: 124)

Die meisten Einwanderer, die als Selbstständige arbeiten, gibt es in Wien. Unternehmer aus dem ehemaligen Jugoslawien haben ihre Standorte häufig in im 2. Bezirk, sowie in den Bezirken 15 bis 17. Die meisten Unternehmer türkischer Herkunft findet man ebenso in den Bezirken 15 bis 17. Branchen wie Video-Verleih, Reisebüros oder Kreditvermittlungen haben oft einen Kundenkreis, der nahezu zu 100 % aus den eigenen Landsleuten besteht. Im Gegensatz dazu gibt es hohe Anteile an österreichischen Kunden bei Schneidereien, oder im Lebensmitteleinzelhandel, wenn der Standort des Unternehmens in einem Bezirk mit niedrigem Ausländeranteil liegt. (vgl. Haberfellner et al. 1999: 58, 128-129)

3. 2. 2. Wenig gewürdigte Leistungen

Wie oben bereits erwähnt, genießen manche Berufe, die vor allem von Migranten ausgeführt werden, eher ein niedriges Ansehen. Gilt ein arbeitsaufwändiger Managerberuf als erstrebenswert, so gilt das für eine sehr anstrengende Arbeit am Fließband oder als Lebensmittelhändler nicht. Die Leistungen der Arbeitnehmer in diesen Bereichen werden wiederum wenig gewürdigt. Fritz Betz und Johanna Riegler (2003) analysieren in „*Bilder der Arbeit im Spätkapitalismus*“, welchen Prozessen der Umwertung und Re-Codierung die Arbeit in den vergangenen Jahrzehnten in unserer Gesellschaft unterworfen war. Demnach wurde von Computer-, Internet- und Telekommunikationsindustrie, ebenso aber auch von Werbung und den Medien, ein neues Bild von Arbeit formuliert. Das „alte Industriemodell“ verliert an Bedeutung – proklamiert wird ein neuer Arbeitsbegriff, frei von Schweiß, Schmutz und Anstrengung. Der Begriff Arbeit wird verstärkt mit Bildern assoziiert, die aus dem Bereich Freizeit kommen (z. B. Sport), hingegen verlieren Unterscheidungen zwischen Freizeit und Arbeit oder zwischen Produktion und Konsum an Bedeutung. Kernaussage der Werbebotschaften ist, dass das Individuum interessanter arbeiten und intensiver leben möchte. Jobs, die man weiterhin mit Schweiß, Schmutz und Anstrengung assoziiert, werden folglich gemieden. (vgl. Betz et al. 2003 / URL 24)

Auch Simon Inou, Begründer von *black austria* (siehe Kapitel 15.), kritisiert, dass Migranten häufig in eher unbeliebten Arbeitsbereichen arbeiten, wo außerdem ihre Leistungen bei Weitem nicht ausreichend gewürdigt werden:

„Das heißt, wenn ich genau weiß, dass es bestimmte Arbeitsbereiche gibt, die nur für Migrantinnen und Migranten da sind. Und die auch diese Leistung in der Gesellschaft bringen. Das ich nicht sage: ‚Nein, wir brauchen keine Migranten am Arbeitsmarkt, weil sie unsere Arbeit wegnehmen.‘ Wir wissen genau, welche Arbeitsplätze Österreicher nicht wollen. Heute früh war ich noch unterwegs, und ich hab gesehen, welche Leute da den Boden gekehrt haben. Die Straßen gekehrt haben. Die waren Migranten. Und es gibt so viele Philippiner, die im Gesundheitsbereich, in Krankenhäusern, arbeiten. In sozialen Berufen gibt es fast nur diese Menschen. Man kann nicht sagen: ‚Nein, wir brauchen euch nicht.‘ Das ist nicht wahr! Das ist die größte Lüge, die ich erfahren habe.“
(INT 4: 7-8)

3. 2. 3. Jobs und Netzwerke

Nach Simon Inous Erfahrungen spielen außerdem Beziehungen, die man hat, eine wichtige Rolle, um einen angesehenen Job zu bekommen: Kenne man nicht die richtigen Leute, habe man auch kaum Chancen auf die gewünschte Arbeit. Wenn Migranten aber noch nicht lange im Land sind, und / oder wenige Sozialkontakte zu Österreichern haben, fehlt diese Möglichkeit:

„Ich war vor kurzem mit einer Freundin unterwegs, und sie hat mir gesagt: ‚Simon, weißt du, laut AMS bekommen 70 % von den Personen, die einen Job haben, den nur über Vitamin-B-Beziehungen.‘ Und deshalb hat sie ein Mentoringprogramm gelauncht, damit Migrantinnen und Migranten mit Österreichern zusammenkommen. Und die Migrantinnen und Migranten sollen in die Netzwerke von Österreichern auch eingegliedert werden. Das ist Fakt: ohne Beziehungen – vergiss es in Österreich. Warum ist es so? Weil wir in einem Land leben, in dem die Ghettoisierung sehr, sehr stark ist. Ich erkläre das jetzt: Warum diese Ghettoisierung? Man muss in diesem Land ja nur die Anzahl von Vereinen sehen. Die Anzahl von Freundschafts-Clubs. Die Anzahl von Stiftungen.“ (INT 4: 10)

Ein weiteres Beispiel, wie wichtig Beziehungen sind, um einen Job zu bekommen: Gibt es in einer Firma eine freie Stelle, so kommen oft Verwandte oder Freunde von Mitarbeitern zum Zug. Gehören zu diesen Freundeskreisen keine Migranten, ist es auch sehr unwahrscheinlich, dass diese von dem Job überhaupt etwas erfahren. Laut einer Befragung des deutschen Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung aus dem Jahr 2008 suchten 34 % der befragten Betriebe neues Personal über eigene Mitarbeiter und persönliche Kontakte. (vgl. Bericht des Councils of Europe 1991: 38 / URL 17)

Man kann hier also nach Pierre Bourdieu von sozialem Kapital – oder vom Fehlen des selbigen – sprechen. Soziales Kapital bezeichnet bei Bourdieu kurz zusammengefasst die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, wobei es nicht nur um ökonomische Ressourcen geht, sondern auch um Kapital, das etwa durch soziale Beziehungen (zum Beispiel durch gegenseitiges Kennen und Anerkennen) vorhanden sein kann. (vgl. z. B. URL 25 und 26) Auch Wernhart und Zips erklären in „Ethnohistorie“, mit Berufung auf Bourdieu, dass es neben ökonomischem Kapital auch ein kulturelles und ein soziales Kapital gibt, wobei letztere auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen. Soziales Kapital sei durch bestimmte Handlungen eben aber auch in ökonomisches Kapital konvertierbar. (vgl. Wernhart et al. 2001: 25) Bezogen auf Migranten in Österreich fehlt jenen jedoch oftmals das soziale Kapital, sprich: die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe und die damit verbundenen Kontakte.

3. 3. Mobilität am Arbeitsmarkt

Der berufliche Aufstieg setzt ein gewisses Maß an Integration und Kenntnissen der Sprache und der Normen im Aufnahmeland voraus. Der berufliche Aufstieg wiederum ist wichtig für die Integration und den sozialen Aufstieg von Einwanderern.

Soziale Mobilität kann grundsätzlich Auf- und Abstiege umfassen. Zudem gibt es eine erhebliche Chancenungleichheit zwischen den Geschlechtern. Man kann unterscheiden zwischen horizontaler Mobilität (etwa das Pendeln im geographischen Raum) und vertikaler Mobilität (etwa in Hierarchien auf- oder abzustiegen). Grundsätzlich definiert man Mobilität im Beruf über unterschiedliche Einkommen, Anforderungsprofile, etc. Es geht also nicht darum, von einer Firma zur anderen zu wechseln, und dort ungefähr die gleiche Arbeit zu verrichten: Wesentliche Stufen in der Hierarchie werden dabei nämlich nicht überschritten. Es geht viel mehr um das Auf- oder Absteigen in der Berufsstatushierarchie. Berufsstatus und Sozialstatus hängen außerdem wesentlich voneinander ab. Die soziale Mobilität berücksichtigt zusätzlich zum Beruf auch Indikatoren wie Wohnform, Wohngegend oder das Haushaltseinkommen. Sie ist wiederum eng verbunden mit der beruflichen Mobilität. Weiters gibt es die intergenerationale Mobilität, die sich auf den Vergleich der Mobilität der Eltern und der Kinder bezieht. Ein Grundproblem ist natürlich, dass man keine allgemein gültigen Kriterien kennt, anhand derer man verschiedene Tätigkeiten eindeutig in eine hierarchische Struktur einordnen kann. Ist beispielsweise der Wechsel eines Tischlers in eine Verkaufsabteilung eine berufliche Statusveränderung? (vgl. Kohlbacher in: Binder et. al. 2005: 105-109)

Als „Karriere“ könnte man also einen Aufstieg in der sozialrechtlichen Hierarchie nennen. (ebd.: 112) Was man nun jedoch im Einzelfall als „Karriere“ oder als „sozialen Aufstieg“ definieren möchte, liegt letztendlich im Auge des Betrachters bzw. vor allem des Betroffenen.

3. 3. 1. Die berufliche Erstplatzierung

Die Mobilität und somit der soziale Aufstieg im Beruf hängen weiters von der beruflichen Erstplatzierung in einem Land ab. Eine Untersuchung aus dem Jahr 2000⁷ über die Einstiegsplatzierungen ergab: Die der Türken und der Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien spiegeln die überwiegende Beschäftigung in den unteren Segmenten der Berufshierarchie wieder. Einwanderer aus der Türkei arbeiteten oft auf dem Niveau von Hilfs- oder Arbeitertätigkeiten, dafür vergleichsweise selten als Angestellte oder Freiberufler. Eine ähnliche Konzentration auf Arbeiterberufe zeigte sich bei den Menschen aus Ex-Jugoslawien. Im Gegensatz dazu sind die beruflichen Ersteinstiege polnischer Arbeitsmigranten breiter gestreut. Immerhin ein Sechstel stieg hier als Angestellte ein. Im Kontrast dazu die deutschen Erstplatzierungen: Sie arbeiteten hier vor allem als Angestellte oder Freiberufler. Weiters wechseln ausländische Arbeitskräfte den Arbeitsplatz häufig, dennoch findet meist keine signifikante Veränderung der beruflichen Stellung statt. Von Entlassungen waren polnische, türkische und exjugoslawische Staatsbürger weitgehend gleichermaßen betroffen. Deutsche hingegen so gut wie gar nicht. Eine „Karriere“ konnte nur eine Minderheit realisieren – und hier in erster Linie Männer. Am ehesten gelang den polnischen Zuwanderern ein Aufstieg in eine Angestelltenposition, am seltensten den Türken. (vgl. Kohlbacher in: Binder et. al. 2005: 109, 111-112)

3. 3. 2. Frauen erleben oft eine Mehrfachdiskriminierung

Generell, so Kohlbacher in seiner Analyse der oben genannten Studie, machen eingewanderte Frauen seltener Karriere als Männer. Vor allem türkische Frauen hatten Probleme, eine gewisse Mobilität am Arbeitsmarkt zu entwickeln. Demgegenüber gelang es einem Drittel der türkischen Männer, zumindest einen bescheidenen Aufstieg zu schaffen. Interessant ist übrigens, dass allerdings auch nur Männer über einen beruflichen Abstieg berichteten. Was aber wiederum daran lag, dass die typischen Beschäftigungsbereiche der türkischen Frauen

⁷ Das Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) in Kooperation mit dem International Center for Migration Policy Development (ICMPD) untersuchte die Berufsmobilität von Jugendlichen in Wien. 450 Arbeitskräfte aus der Türkei, Ex-Jugoslawien, Polen und aus Deutschland wurden vom Gallup-Institut befragt. Befragungszeitraum war Jänner bis April 2000.

eine berufliche Abwertung unmöglich machten, da sie ohnehin auf der untersten Stufe der beruflichen Hierarchie tätig waren. Etwas anders ist die Situation bei den Menschen aus Ex-Jugoslawien: Männer erleben etwas häufiger aufsteigende Berufslaufbahnen, Frauen etwas häufiger absteigende. Bei den Polen fiel ein sechsmal so hoher Anteil aufsteigender Berufslaufbahnen von Männern im Vergleich zu den Frauen auf. (Allerdings ging es meistens „nur“ um den Wechsel vom Hilfsarbeiter zum angelernten Arbeiter.)

Also definiert auch das Geschlecht erheblich die Chancen, Karriere zu machen. Migrantinnen sind also mehrfach benachteiligt – es kommt zu einer Mehrfachdiskriminierung: Sie sind aus dem Ausland, sie sind Angehörige einer anderen Ethnie und einer anderen Klasse, und sie sind Frauen. Je höher Migrantinnen qualifiziert sind, desto geringer ist die Chance auf einen entsprechenden Arbeitsplatz – je mehr es sich um ungelernte Hilfsarbeit handelt, umso höher ist der Anteil an ausländischen Arbeiterinnen. Außerdem können Frauen allein dadurch schon benachteiligt sein, dass es innerhalb einer Familie fallweise Unterscheidungen gibt, welche Mitglieder arbeiten dürfen, und welche nicht. Und wer nicht arbeiten darf, ist – meist durch den Familiennachzug – die Frau. Laut dem Migrantinnen Bericht 2007 bringen viele der Migrantinnen außerdem eine schlechtere Schulbildung mit als die männlichen Einwanderer. Doch eben selbst jene, die eine gute Ausbildung aufweisen, haben keine Garantie auf einen adäquaten Arbeitsplatz. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 118-120 / Manolakos et al. 2005: 39, 48 / Fassmann 2007: 23 / Oswald 2007: 40)

Außerdem wurden Frauen bis vor wenigen Jahren von der Migrationsforschung noch eher ignoriert. Wenn sie beachtet wurden, dann als Abhängige oder passiv Nachkommende der männlichen Migranten. (vgl. Brettell 2000: 109)

3. 4. Fazit

Sie soziale Mobilität der Zuwanderer ist in Österreich niedrig, der soziale Aufstieg selten. Das hat mehrere Ursachen:

♦ Die Strukturen in Österreich (wenige Großbetriebe, gesetzliche Beschränkungen, etc.) bieten dafür ungünstige Rahmenbedingungen. Außerdem ist es in Österreich nicht unüblich, über soziale Netzwerke einen Job zu finden. Da Migranten dazu selten sozial weit genug eingebunden sind, fehlt diese Möglichkeit.

♦ Laufend stößt man auf den Faktor Bildung: Die schlecht ausgebildeten „Gastarbeiter“ kamen eher nach Österreich, was sich auch in den Folgegenerationen fortschrieb. Weiters kommen viele Arbeitsmigranten aus Regionen, in denen Bildung schwer zugänglich ist. Eine schlechtere Ausbildung bringt oftmals eine schlechtere berufliche Erstplatzierung mit sich, die wiederum den sozialen Aufstieg erschwert.

♦ Tendenziell fühlen sich besser ausgebildete Migranten weniger benachteiligt am Arbeitsmarkt, und ist die mitgebrachte Bildung höher, streben sie öfters nach einer beruflichen „Karriere“. Gute Deutschkenntnisse erleichtern es, Jobs oder Wohnungen zu bekommen, da ein Akzent oft schon ein Hindernis darstellt. Alles in allem erleichtert Bildung die Situation – in Anbetracht von oftmals nicht anerkannten, im Ausland erworbenen Qualifikationen, oder von der Notwendigkeit, Jobs zu machen, für die man überqualifiziert ist, stellt sie sich jedoch auch nicht als Allheilmittel heraus.

♦ Menschen erwarten ein mit dem Beruf einhergehendes Sozialprestige. Gerade in Österreich ist die Identifikation mit dem Job hoch. Unbeliebte Stellen werden gemieden, Migranten wiederum nützen die Möglichkeit, diese Posten zu übernehmen. Oft wissen sie nicht, wie lange sie bleiben, und sehen die Beschäftigung als vorübergehend an. Insofern ist die Akzeptanz eines dauerhaften Aufenthaltes bedeutend. Was Migranten leisten (meist hoher Arbeitsaufwand), wird wenig gewürdigt. Für das Aufnahmeland wiederum ist es praktisch, diese Jobs auf Migranten abzuwälzen, und folglich werden die Bedingungen für sie nicht wesentlich verbessert. So schreibt sich die Unterschichtung durch Zuwanderung fort.

4. DIE ZWEITE GENERATION

4. 1. Definition: Was ist die Zweite Generation

Es ist zu beachten, den Begriff Migrant nicht auf Menschen anzuwenden, auf die er nicht zutrifft. Wer nämlich im Inland geboren ist, ist kein Immigrant. Im Vergleich zu vielen anderen Ländern begründet sich der Staatsbürgerschaftsanspruch in Österreich nicht auf die Geburt im Inland (siehe 1. 3.). Zwar waren die Betroffenen in der öffentlichen Wahrnehmung lange Zeit einfach nur „im Inland geborene Ausländer“, eingewandert sind diese Menschen dennoch nicht. Gebräuchlich sind in diesem Fall die Begriffe „Zweite“ und „Dritte Generation“. Damit sind Personen gemeint, bei denen mindestens ein Elternteil bzw. Großelternteil aus dem Ausland zugewandert ist. Menschen, die als Minderjährige (meist im Familiennachzug) eingewandert sind, bezeichnet man manchmal als „Generation 1,5“. Diese „Zwischengeneration“ hat die Einwanderungsentscheidung jedoch nicht freiwillig getroffen, und entwickelt meist auch eine weniger starke Bindung an das Herkunftsland. Daher stelle ich sie mit der Zweiten Generation gleich. (vgl. Bauböck 2001: 18-19 / Oswald 2007: 128)

Zum Begriff der „Zweiten Generation“ findet sich bei Viehböck und Bratić folgende Definition:

„Der Begriff ‚2. Generation‘ ist aufgrund seiner politischen Flexibilität im deutschsprachigen Raum in Gebrauch. Mit der ‚2. Generation‘ bezeichnet man einheimisch gewordene ausländische Jugendliche, die nach politischem Verständnis in Deutschland, der Schweiz und Österreich noch immer AusländerInnen sind.“ (Viehböck et al. 1994: 192)

Es handelt sich dabei also um die Nachkommen der ersten Einwanderergeneration, die entweder als junge Menschen hierher kamen, oder die hier geboren sind beziehungsweise in jungen Jahren nach Österreich kamen.

4. 2. Einreise und Sozialisation

Je nach Einreisealter unterscheiden Viehböck und Bratić drei Sozialisationsgruppen: Die erste umfasst Kinder und auch Jugendliche, die in ihrem Herkunftsland schon eingeschult wurden. Den Übergang in ein anderes Schulsystem empfinden sie als Bruch, und ebenso erleben sie einen „Kommunikationsverlust“. Die zweite Gruppe umfasst Kinder, die kurz vor oder nach Schulbeginn in das neue Aufnahmeland kommen. Ihre Kindheit war noch geprägt von Verwandten und Freunden „zu Hause“. Sie erleben in der Migration eine bikulturelle Sozialisation. Die dritte Gruppe besteht aus Kindern, die im Aufnahmeland geboren sind. Der Kontakt zum Herkunftsland ist indirekt, über die Lebenskultur der Familie. Die dritte Gruppe

unterscheidet sich von der zweiten durch eine stärkere „österreichische“ Komponente in ihrer Bikulturalität. (vgl. Viehböck et al. 1994: 47-48) Schwierig kann es für die Angehörigen der Zweiten Generation werden, wenn zwischen Familie und Aufnahmegesellschaft ein großer Unterschied besteht (siehe auch 4.3.), und es unter Umständen sogar zu einer Art „Konkurrenz“ zwischen Gesellschaft und Familie kommt. (ebd.: 92)

4. 3. Entwicklung der Zweiten Generation

Beschäftigt man sich mit Migration, stößt man unweigerlich auf die Begriffe Enkulturation und Akkulturation. Enkulturation ist der Prozess der Sozialisation eines Individuums, meist bezogen auf Neugeborene, die in eine Kultur hineinwachsen und Glauben, Wissen, Verhaltensweisen, etc. einer bestimmten Kultur erlernen. Es handelt sich also praktisch um einen automatischen Prozess. (vgl. Barfield 1997: sv. enculturation / URL1) Der Begriff Akkulturation wird meist auf Jugendliche angewendet – oder auf Erwachsene – die sich als Immigranten mit einer fremden Kultur vertraut machen. Diese Akkulturation passiert eben auch bei Migranten der Zweiten Generation vor allem durch Erziehung: entweder durch Eltern, Lehrer oder andere Gruppen. Man kann darunter auch den Prozess verstehen, der zu Stände kommt, wenn Menschen aus unterschiedlichen Kulturen aufeinander treffen. (vgl. URL2)

Es gibt nun verschiedene Möglichkeiten, wie sich Menschen, die dieser Zweiten Generation angehören, im Laufe ihres Lebens in die Gesellschaft eingliedern können. Zusammengefasst könnte man nach Barbara Herzog-Punzenberger (2005) drei Typen unterscheiden⁸, wobei natürlich meist keine der drei Typenbildungen zu 100 % auf einen Menschen zutreffen kann:

Erstens: Es kommt zu einer wachsenden Akkulturation und Integration in die Mittelschicht. Das trifft vor allem auf jene zu, die mit einem mehr als durchschnittlichen Humankapital (also: Bildungsabschlüsse, Sprachkenntnisse, Berufserfahrung, berufliche Positionen, etc.) ausgestattet sind. Zum Teil sind sie auch deshalb willkommen. Hier ist die ethnische Identität mehr Gegenstand freier Wahl – eine Ressource also, bei der man sich, wenn nötig, bedient.

⁸ Barbara Herzog-Punzenberger bezieht sich hierbei auf die Theorie der „Segmented Assimilation“, die von Alejandro Portes (mit Min Zhou sowie Rubén Rumbaut) entwickelt wurde. In diesem Konzept unterscheidet er drei Formen der Assimilation: Die Assimilation in Form eines Aufstiegs in die Mittelschicht der Aufnahmegesellschaft, sowie eine „downward assimilation“ und eine „selective acculturation“. (Näheres siehe z. B.: Portes et al. 1994 / Portes et al. 2001) Herzog-Punzenberger baut auf seiner Arbeit auf, und versucht, seine Theorie auf die Situation in Österreich anzuwenden.

Zweitens kann es auch gegenteilig verlaufen: Angehörige von ethnisch-nationalen Gruppen, die nicht „willkommen“ sind und / oder wenig Humankapital besitzen, wohnen in benachteiligten Regionen oder Stadtvierteln. Die Erste Generation gehört der Unterschicht an, und ebenso deren Kinder, die mit anhaltender Armut konfrontiert sind, und sich mit einer Art Widerstandskultur identifizieren. Beim Leben in der Fremde kommt oft eine Angst vor dem Verlust der eigenen Kultur hinzu, und dabei kann es in Folge zu Wertneuschöpfungen kommen: Dabei greifen die Menschen auf eigene Traditionen zurück, die aber im Leben in der neuen Umgebung eine andere Bedeutung erhalten.

Im dritten Fall kompensieren unternehmerische Fähigkeiten oder soziales Kapital das Fehlen eines höheren Bildungsabschlusses, sodass zumindest die Zweite Generation einen Aufstieg verwirklichen kann. Gleichzeitig mit dem Aufstieg kommt es aber zum Beibehalten von Werten und Solidarität mit der Herkunftsgruppe der Eltern und ihrer Minderheitenkultur. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 194 / Viehböck et al. 1994: 88)

Der erste Prozess kann in Österreich auf Flüchtlinge und deren Nachkommen, die etwa aus Ungarn (1956), der ehemaligen Tschechoslowakei (1968) und Polen (1980) nach Österreich kamen, zutreffen. Der zweite Prozess kann teilweise auf die Nachkommen der „Gastarbeiter“ aus der Türkei und Ex-Jugoslawien in Österreich zutreffen. Der dritte Vorgang wiederum ist relativ selten und hierzulande bisher wenig erforscht. Herzog-Punzenberger geht in ihrer Analyse dieses Modells davon aus, dass Einwanderer, die nicht im Rahmen des Gastarbeitersystems hierher kamen, und auch nicht Angehörige einer sichtbaren Minderheit sind, zu einem beträchtlichen Teil den ersten Prozess durchmachen, und eine „erfolgreiche Integration“ schaffen – sprich: sich als ein Mitglied der Mehrheitsgesellschaft sehen. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 195)

Grundsätzlich hat es die Zweite Generation schwer, da für sie oft eine Kluft entsteht: Auf der einen Seite steht die Erste Generation, die an traditionellen Werten orientiert ist – und das kann auf Grund der unterschiedlichen Erfahrungen auch zu einem mangelnden, emotionalen Austausch innerhalb der Familie führen. Auf der anderen Seite der Kluft steht das Weltbild des Aufnahmelandes. Die Zweite Generation befindet sich häufig dazwischen. Vorbilder fehlen, der Vater ist meist keine Identifikationsfigur, da er nicht in die neue Heimat „passt“. Vorbilder fehlen aber auch außerhalb der Familie, die sich erfolgreich in der Gesellschaft in

Österreich positionieren konnten. (vgl. Viehböck et al. 1994: 94 / Herzog-Punzenberger 2005: 75)

4. 4. Die Werte der Eltern

Die Werte der Eltern prägen natürlich die Sozialisation der Kinder stark, und sind somit auch wesentlich für die Entwicklung der Zweiten Generation in Österreich. Als Beispiel führen Viehböck und Bratić etwa türkische Eltern an, die aus einem landwirtschaftlichen Umfeld stammen, und die unter Umständen noch eine starke Orientierung haben, die Familie zu erhalten. In diesem Falle sollten die Kinder nahe bei der Familie bleiben, wobei Burschen manchmal mehr Freiheiten haben als Mädchen. Auch nach der Heirat der Kinder bleibt die Familie oft zusammen. Bei türkischen Jugendlichen, so untersuchten Viehböck und Bratić, existiert daher manchmal ein starkes Pflichtbewusstsein gegenüber den Eltern: Diese könne man im Alter nicht alleine lassen. Dabei war den Involvierten häufig nicht klar, dass sich das türkische Sozialsystem gegenüber westeuropäischen Sozialsystemen stark unterscheidet, und ein starker Familienzusammenhalt nicht als eine Art „Ersatz“ für das Sozialsystems fungieren muss. Kommt es doch zu einem Bruch in türkischen Familien, haben die Jugendlichen mit dem Vater häufig gar keinen Kontakt mehr, und mit der Mutter unter Umständen noch heimlich. (vgl. Viehböck et al. 1994: 85-87)

Natürlich kommen Migrantenfamilien in Österreich zwangsläufig in Kontakt mit westlichen Verhaltensregeln und -formen: Jugoslawische Familien galten in dieser Hinsicht als ein wenig flexibler, als etwa türkische, da es am Balkan jahrhundertlang den Einfluss verschiedener Kulturen und Religionen gab. Außerdem: Die Familienstrukturen ändern sich oft, da das Großfamiliensystem in einem westeuropäischen Lohn- und Sozialsystem nicht mehr „notwendig“ ist. Dennoch: Individualismus ist in patriarchalen Gesellschaftsformen oft inexistent. Es gilt, dass die Älteren Recht haben. Und die Interessen der gesamten Familie dominieren die persönlichen Interessen. All das beeinflusst den Werdegang der Zweiten Generation – unter welchem (familiären) Druck sie stehen, und welche Möglichkeiten ihnen somit offen stehen. (vgl. Viehböck et al. 1994: 89-90)

4. 4. 1. Finden einer Identität

Die Identität entwickelt sich aus mehreren Komponenten: dem Individuum, der Gesellschaft und der daraus folgenden Wechselwirkung, wobei die Sprache eine wichtige Rolle spielt. Jugendliche schreiben sich selbst eine Rolle zu, reagieren aber auch auf Zuschreibungen

anderer. Kinder von Migranten leiden oft unter Stigmatisierungen. Hierbei kann man unterscheiden zwischen Diskreditierten und Diskreditierbaren: Erstere wären unter den Migrantenkindern solche, denen man die Herkunft ansieht – zweitere solche, die optisch nicht sofort als Migranten „auffallen“. (vgl. Hess et al. 2001: 26 / Viehböck et al. 1994: 100-103)

Die Kinder reagieren unterschiedlich: Manche wollen möglichst wenig auffallen, und das Anderssein verbergen – andere wiederum betonen genau das: Dabei berufen sie sich z. B. auf kulturelle Werte und Normen, die sie in ihrem Herkunftsland nie selbst kennen gelernt haben. Es handelt sich also eher um eine Idealisierung. Beiden Typen gemeinsam ist, dass sie ihre Herkunft zum bestimmenden Faktor ihrer sozialen Einordnung machen. Manche Jugendliche schaffen es aber, aus dieser Position Kapital zu schlagen, indem sie betonen, durch zwei Gesellschaftssysteme, denen sie angehören, im Vorteil zu sein. In diesem Fall wehren sie sich oft selbstbewusst gegen die Exotisierung ihrer Herkunftskultur und gegen eine kulturelle Vereinnahmung. Die meisten Identitäten der Migrantenjugendlichen bewegen sich zwischen diesen drei Polen. Das Ziel vieler Migrantenjugendlicher wird es dennoch, bestimmte Sicherheiten zu erreichen – in vielen Fällen eben durch einen guten Job mit fixem Einkommen. (vgl. Viehböck et al. 1994: 100-103, 120 / Jovanović 2006: 18)

4. 5. Fazit

♦ Angehörige der Zweiten Generation sind einerseits von ihrer Familie, andererseits von der Aufnahmegesellschaft umgeben. Unterscheiden sich diese beiden Welten und ihre kulturellen Werte stark, finden sich die Migrantenjugendlichen unter Umständen in einem Zwiespalt wieder: Es kann zu einer „Konkurrenzsituation“ zwischen der Aufnahmegesellschaft und der Familie kommen, und die Jugendlichen haben Schwierigkeiten, an wem sie sich orientieren sollen. Die Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft wird problematisch, wenn der Betroffene einer Minderheitsgesellschaft angehört, die unwillkommen ist, und sich in Folge eine Art Widerstandskultur entwickelt.

♦ Manche wollen das Anderssein verbergen, andere definieren sich darüber, und wiederum andere sehen ihre zwei „Heimaten“ als Vorteil – in diesem Spannungsfeld bewegen sich die Migrantenjugendlichen. Gelingt die Integration in die so genannte Mittelschicht der Mehrheitsgesellschaft, kann die ethnische Identität ein Objekt freier Wahl werden.

♦ Stark prägend und ein immer präsent Thema ist die Herkunft für den Jugendlichen in jedem Fall. Egal, ob sie betont (etwa durch kulturelle Neuschöpfungen), oder versteckt wird.

5. SCHULE UND SOZIALE MOBILITÄT

5. 1. Nachwirkungen des Gastarbeiter-Modells im Schulsystem

Auch im Bereich Schule und Ausbildung hat das Modell der „Gastarbeiter“ seine Nachwirkungen: Ursprünglich kamen Kinder in dieser Idee nämlich nicht vor. Im Idealfall waren die angeworbenen Arbeitskräfte aus dem Ausland jung, ledig, männlich und kinderlos. Sie sollten arbeiten und danach wieder in die Heimat zurückkehren. Mit dem Problem der Erziehung von Kindern mit nichtdeutscher Muttersprache setzte man sich damals noch nicht auseinander. Es kam jedoch zu Familiennachzug, und man musste auf die neue Situation reagieren. Die Folgen: Bereits 1972 gab es in Vorarlberg erstmals einen „muttersprachlichen Zusatzunterricht“ in serbokroatischer, slowenischer und türkischer Sprache für Kinder von „Gastarbeitern“. Das eigentliche Ziel derartiger Bemühungen war aber: die Kinder durch die muttersprachliche Ausbildung auf eine Reintegration in das Schulsystem des Herkunftslandes vorzubereiten. (vgl. Bauböck 2001: 177)

Ende der 70er-Jahre begann in Österreich der Trend, dass immer mehr Kinder mit nichtösterreichischer Staatsbürgerschaft beziehungsweise mit nichtdeutscher Muttersprache die Schulen hierzulande besuchen. Grundsätzlich sind die Schulen unabhängig von der Staatsbürgerschaft und der Muttersprache zugänglich. Gleichzeitig gilt für alle Kinder, die sich dauerhaft in Österreich aufhalten, die allgemeine Schulpflicht (§ 1 SchPflG). Alle anderen sind berechtigt, eine öffentliche Schule zu besuchen. Klar wurde schon in den 70er-Jahren, dass man zusätzliche Maßnahmen brauchte: Diese wurden vor allem im Bereich des Spracherlernens gesetzt. Das Konzept schlug jedoch fehl: Die spezifischen Lebenssituationen der Kinder der Migranten wurden nicht berücksichtigt, sie fühlten sich nicht angesprochen, und akzeptierten das Angebot somit meist nicht. (vgl. Viehböck et al. 1994: 46)

Mitte der 80er-Jahre waren übrigens 70 % der Kinder mit jugoslawischer und 42 % mit türkischer Staatsangehörigkeit bereits in Österreich geboren. Mittlerweile ist das Kriterium der Staatszugehörigkeit wenig aussagekräftig, was die Situation von Immigrantenkindern in der Schule betrifft: Kinder der Zweiten und Dritten Generation haben zunehmend die Staatsbürgerschaft und werden somit nicht mehr erhoben. Ihre Muttersprache ist aber manchmal nicht Deutsch. Erfasst werden Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache, und deren Zahl ist daher höher, als es die Zahl der ausländischen Staatsbürgerschaften vermuten lassen würde. Zum Beispiel: Im Schuljahr 1989/90 lag der Anteil der Schüler demnach mit nichtdeutscher Muttersprache bei 4,5 %. Im Schuljahr 1997/98 entsprach der Anteil der

Schüler mit nichtdeutscher Muttersprache schon 11,7 % (in absoluten Zahlen: 112.949). (vgl. Bauböck 2001: 178)

5. 2. Migranten in verschiedenen Schultypen

Grundsätzlich sind Kinder von Migranten in Bezug auf die Ausbildung nach wie vor benachteiligt. Barbara Herzog-Punzenberger spricht in diesem Zusammenhang davon, dass man neben dem Arbeitsmarkt auch die Schule in Österreich als „ethnisch segmentiert“ bezeichnen kann (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 191) Vergleicht man etwa Österreicher und Migranten im Alter von 15 Jahren, so sieht man markante Unterschiede: Während von den österreichischen Jugendlichen 27 % maximal einen Pflichtschulabschluss hatten, waren es von den Jugendlichen mit Migrationshintergrund 50 %. Auffällig ist weiters die Verteilung der Immigrantenkinder auf die jeweiligen Schularten: Sie besuchen vor allem Schulen mit eher niedrigem Prestige und / oder Ausbildungsniveau. Gerade im städtischen Bereich wollen immer weniger Kinder die Hauptschule besuchen, was auch das Ansehen der Hauptschulen verringert. Sie gilt als Auffangbecken für alle, die den Übertritt in die AHS nicht schaffen. Gründe, warum Migrantenkinder stark in Hauptschulen vertreten sind: Einwanderer leben vorwiegend in Städten. Meist gehören sie den unteren Einkommensschichten an. Zusätzlich zu den sozialen Barrieren haben die Kinder oft Sprachschwierigkeiten zu meistern. Dadurch schaffen sie oft den Sprung in die AHS nicht.⁹ (vgl. Manolakos et al. 2005: 27 / Bauböck 2001: 183) Alles in allem scheint das österreichische Schulsystem, so Barbara Herzog-Punzenberger, soziale Schichten zu reproduzieren. Die Voraussetzungen, die das Bildungssystem hierzulande bietet (vergleichsweise kurze Pflichtschuldauer aber später Schulbeginn, frühe Selektion – genauere Ausführungen siehe 5.4.), bringen somit Benachteiligungen für Migrantenkinder und -jugendliche mit sich. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 207)

Laut Statistik Austria besuchten im Schuljahr 2005/2006 ca. 117.700 Kinder mit ausländischer Staatsbürgerschaft eine österreichische Schule. Das entspricht einem Anteil von 9,6 %. Nimmt man die Erstsprache als Kriterium, so wurden in besagtem Schuljahr 170.900 Schüler (14,2 %) mit einer anderen Erstsprache als Deutsch unterrichtet. Diese verteilten sich regional unterschiedlich: Die meisten gingen in Wien zur Schule (35,1 %), gefolgt von

⁹ Österreich gehört mit Kanada und den Niederlanden zu jenen Ländern, in denen Schüler mit Migrationshintergrund besonders häufig Schulen mit einem hohen Migranten-Anteil besuchen. Mehr als 40 % der zweiten Generation besuchen eine Schule mit einem Migranten-Anteil von mindestens 50 %. (vgl. Weiss et al. in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 233)

Vorarlberg mit 14,9 %. Vergleicht man eine Periode von ungefähr zehn Jahren (vom Schuljahr 1993/94 bis zum Schuljahr 2002/03), so ist die Überrepräsentation von Migrantenkindern etwas zurückgegangen. Dennoch sind türkische Schüler nach wie vor die anteilmäßig am stärksten in Sonderschulen vertretene Herkunftsgruppe. Dafür sind sie in allgemeinbildenden höheren Schulen unterrepräsentiert. Feststellen ließ sich aber ein Trend zu den berufsbildenden mittleren Schulen. Auch Schüler mit afrikanischer Herkunft sind in Sonderschulen überrepräsentiert. (vgl. Weiss et al. in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 228-230)

Auffällig ist also, dass türkische und ex-jugoslawische Kinder auch gegenüber anderen Kindern von Migranten benachteiligt sind. Überrepräsentiert sind sie, wie erwähnt, gerade in Sonderschulen. Im Jahr 2002 waren sie zu einem Anteil (an der Gesamtzahl der Schüler mit der genannten Staatsbürgerschaft in den Schulstufen 1 bis 8) von 4,7 % (türkisch) beziehungsweise 4,1 % (ex-jugoslawisch) an den Sonderschulen vertreten, die österreichischen mit 1,5 %, andere nichtösterreichische Kinder zu 1,8 %. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 203)

Eine mögliche Erklärung, warum ausländische Kinder so oft in Sonderschulen landen, wären die Aufnahmetests: Diese sind für Kinder gestaltet, die in einer mitteleuropäischen Kultur aufwachsen. Kinder aus z. B. Anatolien kennen zum Teil keine Puzzles oder kein Lego. Sollen sie dann mit derartigen Spielen umgehen, sind sie ihnen fremd, sie verlieren ihr Selbstvertrauen, und sie können nichts mehr. Weiters werden Konzentrations- und Gestaltungsschwächen, aggressives Verhalten, Hyperaktivität oder Zurückgezogenheit als Gründe für die Abschiebung der ausländischen Kinder in Sonderschulen genannt. Diese Verhaltensformen sind aber häufig Ausdruck ihrer konflikträchtigen Lebenssituationen, und weniger eine echte Lernbehinderung. (vgl. Viehböck et al. 1994: 48)

5. 3. Bildung und sozialer Aufstieg

Natürlich spielt die Schule eine wichtige Rolle, was den sozialen Aufstieg betrifft: Bildung und Ausbildung haben einen zentralen Stellenwert für die soziale Mobilität. Ist man schlecht ausgebildet, verharrt man eher in prekären und schlecht bezahlten Bereichen des Arbeitsmarktes. Meist schreibt sich das einerseits in der Folgegeneration fort, andererseits fehlen damit auch Vorbilder für den sozialen Aufstieg innerhalb der eigenen Gruppe. (vgl. Bauböck 2001: 181) Deutlich wird die Rolle der Schulbildung bei einem Vergleich der Arbeiter- und Angestelltenberufe: Von Migranten mit geringer Schulbildung blieben drei

Viertel in der Position als Arbeiter. Das galt „nur“ für ein Drittel der Migranten mit Matura oder akademischer Ausbildung. Auch Stellen im öffentlichen Dienst sowie in den Freien Berufen sind fast ausschließlich den höher gebildeten Zuwanderern vorbehalten. Wer hingegen bloß über geringe schulische Qualifikationen verfügt, schafft es nur in Ausnahmefällen, berufliche Karriere zu machen. Zudem steht die Deutschkompetenz meist in engem Zusammenhang mit dem Bildungsniveau – und die Beherrschung der Sprache ist immerhin eine wichtige Bedingung für eine qualifizierte Position. Und: Je höher die Qualifikation, desto rascher erfolgt das Erlernen des Normen-, Werte- und Symbolsystems der Aufnahmegesellschaft, was wieder sowohl die Integration als auch den Aufstieg fördert. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 121-122)

Schulbildung wäre also einer der Schlüssel zur sozialen Mobilität. Die geringen Aufstiegschancen der Einwanderer hängen einerseits mit der starken Segmentierung des Arbeitsmarktes hierzulande zusammen (siehe Kapitel 3), andererseits schafft auch das Schulsystem Barrieren. (vgl. Bauböck 2001: 183)

5. 4. Spezifika des österreichischen Schulsystems

Mitglieder der österreichischen Bevölkerung haben mittlerweile häufig die soziale Position der Eltern hinter sich gelassen und sind einige Sprossen der gesellschaftlichen Hierarchieleiter empor geklettert. Von der Schule wird erwartet, dass sie die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs für die Wissbegierigen eröffnet. Dennoch kommt es bei den Minderheitenangehörigen oft zur Reproduktion der sozialen Klasse. Wie oben erwähnt, gibt es in Österreich das Muster, Kinder mit bestimmter Herkunft auf bestimmte Schultypen zu verteilen. (vgl. Herzog-Punzenberger in Binder et al. 2005: 205)

Wie macht es nun das österreichische Bildungssystem den Migranten speziell schwierig, eine gute Ausbildung zu erreichen? Mögliche Probleme dabei wären:

Das Alter, in dem Kinder in das Bildungssystem eintreten, variiert massiv: In Frankreich beginnt die Schule im Alter von 2,5 Jahren („école maternelle“), in den Niederlanden mit fünf Jahren, und in Deutschland und Österreich im Alter von sechs oder sieben Jahren. Hier haben die Kinder also einige Jahre weniger Zeit, mit der Sprache der Mehrheitsgesellschaft in Kontakt zu kommen. Außerdem: Je früher die Schule beginnt, und je höher die Beteiligung ist, desto mehr gleichen sich die Bildungserfolge der verschiedenen Gruppen an. In Österreich

ist die Kindergartenbeteiligung relativ niedrig, wobei den Kindergärten in Gesellschaften mit zahlreichen Einwanderern eine wichtige Funktion im Bildungssystem zukommt. Die Pflichtschuldauer ist in Österreich zudem kurz: Je länger diese ist, desto höher ist der Anteil höherer Bildungsabschlüsse.

Ein weiterer Grund kann die Selektion sein, die vergleichsweise früh erfolgt: So muss man sich im Alter von etwa zehn Jahren entscheiden, welche weitere Schullaufbahn man einschlägt. (Zum Vergleich: In Belgien erfolgt die Selektion im Alter von 14, in Frankreich im Alter von 15 Jahren.) Ein geringer Anteil der Angehörigen der Zweiten Generation schafft somit den Übertritt in die AHS.

Zudem dominieren in Österreich Halbtagschulen: Folglich ist die Anzahl der Lehrerstunden, die einem Schüler pro Woche zur Verfügung stehen, relativ niedrig. Ein bedeutender Teil der Schulleistungen wird daher eigentlich außerhalb der Schule erbracht. Daher hat der einzelne Schüler weniger Unterstützung und Hilfe durch einen Lehrer. (Zum Vergleich: Neunjährige Schüler in den Niederlanden haben im Jahr rund 1019 Stunden Lehrerkontakt, in Österreich sind es knapp über 600.) Das bedeutet, die Schüler in Österreich haben weniger Lehrerkontakt, dafür aber mehr Hausaufgaben, bei denen ihnen möglicherweise weder die Eltern noch Nachhilfelehrer (zu teuer) helfen können.

Das alles können Faktoren sein, die es Kindern von sozioökonomisch benachteiligten Eltern schwer machen, einen sozialen Aufstieg durch Bildung zu erreichen. (vgl. Herzog-Punzenberger in Binder et al. 2005: 207 / Vortrag Perchinig 2007: 10-11)

5. 4. 1. Schule und die Meinungsbildung

Ein weiterer Aspekt, der ebenfalls zu berücksichtigen ist: Schulbildung ist nicht nur direkt – und zwar in Form einer guten Ausbildung – bestimmend dafür, wie gut sich Einwanderer hierzulande eingliedern können. Es gibt auch eine indirekte Komponente: Schulen fungieren als Meinungsbildner. Gerade junge Menschen, die dabei sind, ihr Weltbild zu formen, nehmen viel Wissen dazu aus der Schule mit. Symbole, Gedanken, Praktiken werden dort vermittelt und so zur Gewohnheit. Nach diesem schulischen Training – auch sekundäre Sozialisation genannt – erscheinen Kindern abweichende Handlungsmuster, Symbole oder Gedanken erst einmal widersinnig. Insofern kommt es darauf an, welches Bild Schülern von Migrant*innen vermittelt wird, was in weiterer Folge wiederum ihre Einstellung gegenüber

zugewanderten Menschen beeinflussen kann. Möglicherweise liegen die Argumente zur Ein- oder Unterordnung der „Anderen“ dann schon parat. Aber je positiver eine Gesellschaft Migranten gegenüber eingestellt ist, desto bessere Chancen werden sie haben. (vgl. Herzog-Punzenberger 2005: 68)

Simon Inou, Gründer der Initiative *black austria* (siehe Kapitel 15) beschreibt die Situation folgendermaßen:

„Wo lernt ein österreichisches Kind ganz normal über Migrantinnen und Migranten? Wo lernt es? In der Schule. Einfach in der Schule. Betrachten wir die Schulbücher: Was für Bilder gibt es von Menschen, die von woanders kommen, in diesen Schulbüchern? Nehmen wir das Beispiel von Schwarzen: In den meisten Schulbüchern in Österreich wirst du sehen, es gibt Geschichten über Sklaverei, über den Kolonialismus, Neokolonialismus, und heute über die Konzerne irgendwo in Afrika. Ja? Das sind vier ganz große, wesentliche Punkte, die diese Menschen in Österreich betreffen. Nehmen wir die Türken: Die Türken kommen sehr oft vor, entweder als Eroberer, die Österreich oder Wien geschadet haben, oder als Gastarbeiter, die eingeladen waren, hier zu sein, und die kaum Deutsch reden, und die unfähig sind, sich zu integrieren, ja? Das ist sehr, sehr, sehr wichtig. Wenn wir nun diese zwei Beispiele nehmen: Okay, Kinder wachsen mit diesen Bildern auf. Türkische Kinder wachsen auf wie wir, gehen in die Schule, wachsen auf mit diesen Bildern. Schwarze Kinder, die aus Afrika, Lateinamerika oder den USA kommen, wachsen auf mit diesen Bildern. Was für ein Potenzial haben wir, wenn wir diese Kinder einfach als Österreicher von morgen betrachten wollen? Kein Potenzial. Warum: Weil man nicht auf einer negativen Geschichte aufbauen kann.“ (INT 4: 1-2)

Gleichzeitig würde die europäische Geschichte hingegen tendenziell positiv dargestellt werden. Die Folge sei, dass Kinder in der gleichen Klasse mit zwei parallelen Welten aufwachsen, und das Gemeinsame nicht im Vordergrund stehe. Insofern entstehe sehr früh eine Prägung, die die Einstellung gegenüber Migranten im weiteren Leben beeinflussen kann. (ebd.)

5. 5. Der Einfluss der Eltern auf den Schulerfolg

Zu den oben schon erwähnten Sprachdefiziten (siehe auch 5.6.), die Migrantenkindern im Schulsystem Probleme bereiten können, kommen weiters Informationsdefizite – und zwar der Eltern: Oft wissen die Immigranten nämlich gar nicht genau Bescheid, welche Wahlmöglichkeiten und Schultypen es gibt. Oft war eine bessere Ausbildung der Kinder ein großer Ansporn, auszuwandern. Dennoch machen viele Eltern die Erfahrung, dass sie zum Schulerfolg ihrer Kinder relativ wenig beitragen können. Probleme bereiten den Kindern oft die schlechten Deutschkenntnisse im Elternhaus, überbelegte Wohnungen (und damit

verbundener Stress und wenig Freiraum zum Lernen), oder der Mangel an Ganztagschulen und passender Nachmittagsbetreuung. Zudem ist die Hemmschwelle der Lehrer offenbar niedriger, Kinder von Migranten vorzuschlagen, eine Sonderschule zu besuchen. Hier sind wiederum oft der Mangel an Information oder Verständnisschwierigkeiten der Eltern das Problem, dass sie die Entscheidung treffen, ihre Kinder in eine sonderpädagogische Bildungsanstalt schicken. Schon der Abschluss einer Hauptschule schränkt die Möglichkeiten am Arbeitsmarkt enorm ein. Ein Abschluss einer Sonderschule aber bringt eine so gut wie aussichtslose Ausgangsposition mit sich. (vgl. Bauböck 2001: 184,195)

Der Artikel „Zukunft spielt keine Rolle“ aus der „Presse“ im April 2009 zitiert, Ercan Sel, Mitarbeiter vom Wiener Jugendamt, der zahlreiche Probleme von türkischen Familien in Wien beschreibt. Unter anderem berichtet er von einem Vater, der stolz erklärte, sein Sohn gehe jetzt in eine Sonderschule, *„was so etwas ähnliches ist wie eine Privatschule“*. Unwissenheit der Eltern und sprachliche Missverständnisse sind also ein großes Hindernis. (vgl. „Die Presse“ vom 12. 04. 2009)

Oft hapert es an der Kommunikation zwischen Migrantenfamilien und Lehrern: Mütter und Väter erscheinen oft nicht zu Sprechtagen oder Elternabenden. Mögliche Gründe sind, dass sie mit den deutschsprachigen Elternbriefen nichts anfangen konnten. Oder sie erscheinen nicht, weil sie Angst haben, sich für ihre Deutschkenntnisse genieren zu müssen. Zudem sind die Existenzbedingungen Migrantenfamilie ganz anders, als die inländischer: Es geht etwa um eine unsichere Rechtslage, um berufliche und soziale Diskriminierung, um die Trennung von Freunden und Familienmitgliedern im Ausland, und auch um eine unsichere Zukunft. Manche Familien reagieren auf diesen Druck mit Rückzug und Einigelung. Die Frage einer guten Erziehung wird dadurch manchmal zum Luxus für Betroffene und tritt in den Hintergrund.

Erfolge brachten zum Teil Hausbesuche der Lehrer: Sie sahen so einerseits die Lebenswelten der Migrantenkinder, und hatten mehr Verständnis für deren Probleme. Denn die Kinder leben oft in beengenden räumlichen Verhältnissen, haben kaum Privatsphäre, müssen ihre Geschwister beaufsichtigen, etc. Andererseits zeigten sich die Eltern durchaus gesprächsbereit, und auch erfreut über das Engagement. In manchen Fällen haperte es auch am Verstehen der schriftlichen Bürokratie und den damit verbundenen, organisatorischen Abläufen in Österreich – was wiederum auch das Nicht-Verstehen der Elternbriefe erklären kann.

Zudem kommen die Eltern manchmal aus einem ganz anderen Umfeld: So muss man bedenken, dass Lesen und Schreiben in der Türkei Bildungsgüter waren, die für sozial benachteiligte Schichten nicht selbstverständlich waren. Mitte der 70er-Jahre verfügten in der Türkei 9 % der Dörfer über keine Grundschulen, und 25 % der Grundschulabsolventen in den ländlichen Gebieten hatten keine Möglichkeit, eine weitere Ausbildung zu besuchen. Bildung hat hier also nicht diese selbstverständliche Wichtigkeit. Das kann auch so weit gehen, dass die Eltern befürchten, durch die Schulbildung könne sich das Kind entfremden: Einerseits durch eine auf mehr Individualität ausgerichtete Erziehung, andererseits durch das Erlernen der neuen, fremden Sprache. (vgl. Viehböck et al. 1994: 50-53)

Das Kooperieren der Eltern mit der Schule wäre aber wichtig: Ein Beispiel dafür wäre die Volksschule II in der Greiseneckergasse im 20. Bezirk Wiens. Diese Schule hat einen Migranten-Anteil von 96 %. Viele kommen aus sozial schwachen Familien. Jeden Monat werden hier Treffen organisiert, bei denen Eltern, die aus verschiedenen Ländern stammen, zusammenkommen, um sich auszutauschen und um sich zu beraten. So sprechen die Eltern unter anderem miteinander über Probleme mit den beengten Wohnverhältnissen oder darüber, dass sie nicht wissen, wo ihre Kinder medizinische Versorgung bekommen. Der gemeinsame Austausch hilft einerseits, Ängste abzubauen und Kontakte zu knüpfen, andererseits werden Informationen ausgetauscht. Das erleichtert die Zusammenarbeit mit den Lehrern, und auch das Zurechtkommen in der neuen Heimat. (vgl. „Kurier“ vom 13. 04. 2009)

Die Bildungsabsichten der Eltern für ihre Kinder sind aber sehr unterschiedlich, und sie reichen von Verständnislosigkeit für die Notwendigkeit einer Ausbildung bis hin zu (zu) hohen Anforderungen. Bei vielen Eltern steht das schnelle Geldverdienen im Vordergrund. Das Geld wird zum Beispiel gebraucht, um es den Verwandten zu Hause zu schicken, oder um das Haus im Heimatland fertig zu stellen, in dem man später wohnen möchte. Dafür braucht man kein Universitätsdiplom – sondern Geld. Am anderen Ende der Skala wäre eine Familie, die sich einen Prestigeberuf für ihre Kinder wünscht. Diese jungen Menschen stehen oft unter einem hohen Erwartungsdruck und studieren unter Umständen sogar etwas, was sie gar nicht studieren wollten. Oder: Die Eltern wünschen sich zwar, dass der Nachwuchs Arzt oder Rechtsanwalt wird, doch die Kinder wollen schnell Geld verdienen, um auf eigenen Beinen stehen zu können. (vgl. Viehböck et al. 1994: 50-53 / „Die Presse“ vom 12. 04. 2009)

Doch auch die Bildung der Eltern selbst spielt eine wichtige Rolle: Barbara Herzog-Punzenberger betont in ihren Publikationen immer wieder, dass es derzeit noch sehr wenig Datenmaterial in Österreich über Schüler mit Migrationshintergrund gibt. Dennoch beruft sie sich auf die Studie „Leben in zwei Welten“ von Hilde Weiss aus dem Jahr 2006¹⁰, in der die Bildungserfolge der Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund erforscht wurden. Herzog-Punzenberger betont in ihrer Analyse die Wichtigkeit der Milieueinflüsse auf den Bildungserfolg: Als bei weitem stärkster Einflussfaktor erwies sich der soziale Status anhand der Bildung der Eltern. Erst bei höherer Bildung der Eltern stieg die Wahrscheinlichkeit des Besuchs höherer Schulen für Jugendliche. Mit großem Abstand waren für den Bildungserfolg außerdem ausschlaggebend: die Anzahl der Geschwister (vermutlich ein Hinweis auf die finanzielle Lage), die Deutschkenntnisse des Vaters (jedoch nicht die der Mutter), der Anteil der ausländischen Schüler in der zuletzt besuchten Schule, und die Region (so war die Wahrscheinlichkeit in Wien am höchsten, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen). Der bei weitem wichtigste Faktor war jedoch die Bildung der Eltern. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Erler 2007: 239)

Hilde Weiss analysierte weiters¹¹, dass es ebenso mit dem sozioökonomischen Hintergrund der Eltern zusammenhängt, ob ein Jugendlicher nach der Volksschule in die Hauptschule bzw. in die AHS-Unterstufe übertritt. Auch hier waren aber Migrant*innen, deren Eltern aus der Türkei oder aus Ex-Jugoslawien gekommen sind, benachteiligt: Die Wahrscheinlichkeit des Besuchs einer AHS-Unterstufe war bei ihnen auch dann geringer, wenn sie denselben sozioökonomischen Hintergrund besitzen wie einheimische Jugendliche. Außerdem: Arbeitern fehlen oftmals die nötigen Netzwerke. So können sie ihren Kindern in den Ferien unter Umständen einen Schnupperjob im Lager oder am Bau vermitteln, nicht aber beispielsweise in einer Anwaltskanzlei. Weiters werden Nachkommen von Migranten aus gehobenen Schichten in der Schule oft als Beispiel für „gelungene Integration“ angesehen, was bei Nachkommen sozioökonomisch benachteiligter Einwandererfamilien meist nicht der Fall ist. (vgl. Weiss et al. in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 235 / „Kurier“ vom 18. 04. 2009 / Englisch-Stölner 2002: 225)

¹⁰ Befragt wurden 16- bis 26-jährige Jugendliche mit Migrationshintergrund (1000 Personen), die entweder in Österreich zur Welt kamen, oder vor Beendigung ihres 4. Lebensjahres einreisten, und deren Eltern außerhalb Österreichs geboren waren. Die Personen ohne Migrationshintergrund (400) hatten Österreicher als Eltern.

¹¹ Hilde Weiss führte von 2003 bis 2005 die Studie „Soziale Integration von ausländischen Jugendlichen der zweiten Generation“ durch (Projekt: Wissenschaftsfonds FWF; P16476-G04)

Schwierige soziale Verhältnisse können zwei Phänomene bedingen: Manche Schüler wollen sich daraus lösen und sind als Reaktion darauf besonders fleißig und schaffen beachtliche Leistungen. Andererseits kann es auch so sehr schlechten Schulerfolgen führen. (vgl. Englisch-Stölner 2002: 227)

5. 5. 1. Generationenmobilität

Der „2. Österreichische Migrations- und Integrationsbericht“ bescheinigt, dass es bei der Zweiten Generation immerhin zum Teil einen Trend zum Bildungsaufstieg gibt. Vergleicht man Erste und Zweite Generation (verglichen wurde Qualifikation von Kindern und Vätern), so zeigt sich, dass ein Drittel der Migrant*innen Jugendlichen mit der niedrigsten Bildungsherkunft diese auch beibehalten haben. Zwei Drittel konnten sich aber verbessern. Kinder von Vätern mit mittlerer Qualifikation behielten diesen Status mehrheitlich (72 %) bei. Hatte der Vater eine mittlere Bildung (Lehre oder Fachschule), so hat etwa die Hälfte diese Bildungsstufe beibehalten, 36 % konnten sich verbessern, 16 % hingegen sind bildungsmäßig abgestiegen. Verfügt der Vater über eine höhere Schulbildung, konnten 36 % diesen Status beibehalten, etwa ebenso viele stiegen ab, und 27 % schlugen einen höheren Weg (Besuch einer Hochschule) ein. (vgl. Weiss et al. in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 237-240)

5. 6. Erlernen der deutschen Sprache

Es steht außer Streit, dass Sprachkenntnisse eines der wichtigsten Integrationsmittel darstellen. Auch der Bericht vom „Council of Europe“ betont, dass schon neu eintreffende Migrant*innen Kurse brauchen, in denen sie die Sprache und auch die Kultur und Konventionen des Aufnahmelandes lernen. Dennoch wird Mehrsprachigkeit nicht immer als wertvolle Ressource angesehen: Denn mangelnde Deutschkenntnisse werden sofort als Problem wahrgenommen, das es zu überwinden gilt. Oder, im schlimmeren Fall, sogar als Leistungs- und Lernschwäche dargestellt. (vgl. Bericht des Councils of Europe 1991: 38 / Binder in: Fillitz 2002: 197)

Die Zweite Generation hat tendenziell weniger Verständnisprobleme. Die Sprache, die im Elternhaus verwendet wurde, hat aber meist eine emotionale Bedeutung. In der Pädagogik etwa kommt ihr eine wesentliche Rolle für den Aufbau von Beziehungen zu, sie ist wichtig für die Entwicklung des Kindes, und sie dient als Medium zum Ausdruck einer Beziehung. Wird sie vernachlässigt oder nicht beachtet, inkludiert das auch ein Ignorieren des Sozial- und Wertesystem des Kindes, das ihm über die Sprache vermittelt wurde. Sie etwa auch in der

Schule verwenden zu dürfen, würde das Selbstvertrauen stärken, und auch das Erlernen der neuen Sprache erleichtern. An einigen Schulen in Wien beispielsweise ist es nicht einmal gerne gesehen, wenn sich die Schüler in ihrer eigenen Sprache – sofern es nicht Deutsch ist – unterhalten. Doch das Beherrschen der Erstsprache hat noch eine weitere Bedeutung: Sprachwissenschaftler gehen mehrheitlich davon aus, dass eine solide Basis der Erstsprache das Erlernen der Zweitsprache wesentlich erleichtert. Ein Bruch im Spracherwerb, beim Wechsel von der Erstsprache zur Zweitsprache kann zu einer ungenügenden Spracherwerbsfähigkeit führen. Insofern spielt die Erhaltung und Weiterentwicklung der Erstsprache nicht nur für die Identitätsentwicklung eine Rolle, sondern auch für den gesamten Bildungsweg. Und dieser beeinflusst in Folge wiederum den Zugang zum Arbeitsmarkt. Unzureichende Sprachkenntnisse beeinflussen Schulbesuchsdauer und Schulerfolge negativ. Das alles wären Argumente, bei der Alphabetisierung auf die Ressource der Bilingualität Rücksicht zu nehmen. (vgl. de Cillia: in Fassmann (Hrsg.) 2007: 251 / Bauböck 2001: 32-33 / Herzog-Punzenberger 2005: 72 / Binder in: Fillitz 2002: 162-164)

Das Problem der Migrantenkinder ist häufig, dass sie einer zweisprachigen „Halbsprachlichkeit“ unterworfen sind. Oft mischen sie Elemente beider Sprachen zu einer für sie brauchbaren Mixtur zusammen. Das wird beim Eintritt in Schule oder Berufsleben schwierig, da in diesem Fall eben oft die solide Basis einer Erstsprache fehlt (die nach Ansicht vieler Sprachwissenschaftler das Erlernen einer Zweitsprache erleichtern würde; siehe oben). Schwierig wird es besonders, wenn sich die Sprachen stark unterscheiden: So differieren Türkisch und Deutsch nicht nur in Lexik und Grammatik, sondern sie implizieren auch andere Denkmuster. Deutsch und Türkisch zu erlernen ist eine hohe linguistische Anforderung an die Schüler. Dennoch ist eine anhaltende Differenz der Muttersprachen sicherlich eine wesentliche Barriere für die Immigranten: Kenntnisse der Sprache des Aufnahmelandes erweitern die Verständnismöglichkeiten im Alltag, sind die Voraussetzung für die Teilnahme am öffentlichen Leben, und sie erhöhen auch die Akzeptanz. (vgl. Viehböck et al. 1994: 61 / Bauböck 2001: 187 / Binder in: Fillitz 2002: 166)

Eine Möglichkeit wäre, die Kinder im Kindergarten auf die Deutsche Sprache vorzubereiten. Probleme dabei sind jedoch lange Voranmeldezeiten, geringe Information der Eltern, kaum vorhandene zweisprachige Betreuung in öffentlichen Kindergärten und hohe Kosten der privaten Kindergärten. Gibt es muttersprachlichen Unterricht, so dient dieser oft nur als

Überbrückung, bis der Unterricht in der dominanten Sprache möglich wird. (vgl. Bauböck 2001: 188-190)

Mehrsprachigkeit ist aber ebenso für das Aufnahmeland eine wichtige Ressource, und nicht nur für den Immigranten selbst. So berichtete etwa die Online-Ausgabe des „Kurier“ im April 2009, dass in Ostösterreich jedes dritte Unternehmen unzufrieden mit den Fremdsprachenkenntnissen seiner Mitarbeiter ist. Am besten wurden dabei noch die Berufsanfänger eingeschätzt, deren Sprachkenntnisse noch relativ frisch sind. Als Folgen der schlechten Fremdsprachenkenntnisse werden genannt: *„Beschwerden, Zusatzkosten, Kontaktprobleme, Informationsdefizite oder sogar Auftragsverluste“*. Da wären Migranten, die ihre Muttersprache sowie Deutsch fließend beherrschen, sicherlich eine wichtige Ressource für den Arbeitsmarkt. (vgl. URL 14)

Thomas Eriksen sieht hinter der Tatsache, dass im Unterricht die Sprache der Mittelklasse dominant ist, außerdem einen versteckten Mechanismus, um die Dominanz dieser von ihm so genannten „weißen Mittelklasse“ fortzuschreiben. Die Lerninhalte würden demnach so vermittelt werden, dass sie von Schülern, die eben dieser Gesellschaftsschicht angehören, am besten verstanden werden. Es geht also um Codes und Ausdrucksweisen – nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell – wie komplexe Thematiken von einheimischen Kindern leichter verstanden werden. (vgl. Eriksen 2001: 89)

Der Faktor der Deutschkenntnisse geht also über die reine Fähigkeit, Deutsch zu sprechen, hinaus: Diese Kenntnisse sind nämlich gleichzeitig auch eine Grundlage dafür, wie gut oder schlecht man sich im komplexen Normen-, Werte- und Symbolsystem des Landes zurechtfindet. Deutschkenntnisse würden zudem tendenziell berufliche Dequalifikationen verhindern. Wer kein Deutsch spricht, steigt zum Großteil in Arbeiterberufen ein, und verharrt dort meist auch. (vgl. Kohlbacher in: Binder et. al. 2005: 123-124)

5. 7. Fazit

♦ Eine gute Ausbildung wäre der Schlüssel zu sozialer Mobilität – ebenso wie der Arbeitsmarkt ist aber auch die Schule ethnisch segmentiert. Leider bieten die Strukturen des österreichischen Schulsystems den Migranten nicht die besten Bedingungen: Vergleichsweise spät erfolgt zum Beispiel die Einschulung, vergleichsweise früh hingegen die Selektion in

Hauptschule, AHS, etc. Viele Migranten landen zudem in Sonderschulen, was eine aussichtslose Position am Arbeitsmarkt mit sich bringt.

♦ Die oft schwierige Situation der Einwandererfamilien beeinträchtigt den Schulerfolg. Die Bildung der Eltern beeinflusst ebenfalls die Bildungserfolge der Kinder. Der soziale Status schreibt sich also häufig fort. Alternativ wollen manche Schüler aus den familiären Umständen ausbrechen, und schaffen daher besonders gute schulische Leistungen.

♦ Wichtig ist das Beherrschen der Erstsprache, um Deutsch gut zu erlernen. Deutschkenntnisse wiederum sind wichtig und erleichtern das Verstehen des Normen- und Wertesystems, was wiederum die Integration fördert. Ebenso sind Deutschkenntnisse wichtig für eine gute Position am Arbeitsmarkt.

6. PRAKTISCHE, THEORETISCHE UND METHODISCHE HERANGEHENSWEISE

Basierend auf dieser Menge an Theorie zu meinem Thema möchte ich nun noch einmal im Detail auf meine Fragestellung sowie auf meine Methode eingehen.

6. 1. Fragestellung

Wie bereits im Vorwort erwähnt, konzentrierte sich die Forschung bisher verstärkt auf die Erarbeitung und Erklärung der negativen Fakten. Berichte über eine „erfolgreiche Migration“ sind hingegen rar. Nachdem ich mich eingehend mit der aktuellen Situation und den bestehenden Schwierigkeiten auseinandergesetzt hatte, erschien es mir sinnvoll, zu beleuchten, dass es sehr wohl Beispiele für eine „erfolgreiche“ Migration gibt – und es schien mir vor allem sinnvoll, das „Warum“ zu analysieren. Was verbindet die Lebensgeschichten dieser Migranten der Zweiten Generation, die eine „Karriere“ verwirklichen konnten? Auf die Zweiten Generation wollte ich mich spezialisieren, da der kleine Rahmen einer Diplomarbeit erstens nach einer gewissen Eingrenzung verlangt, und da zweitens noch wenig Material über Erwachsene der Zweite Generation existiert, was die Forschung wiederum interessanter macht.

Meine Fragestellung lautete daher:

Warum haben es gerade diese Menschen der zweiten Generation „geschafft“ und welche Erklärungen bieten ihre Lebensläufe dafür?

6. 2. Theoretische Vorannahmen

Bevor ich mit meiner Forschung begonnen habe, orientierte ich mich vor allem am „Handbuch Qualitative Sozialforschung“ (vgl. Flick et al. 1991). So konnte ich mich über verschiedene Formen des Interviews, der Datensammlung, etc. informieren.

Als Grundlage diente mir eine umfassende Erarbeitung der aktuellen Situation von Migranten in Österreich, mit der ich teilweise schon während meines Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie begann. Ich wollte also Informationen über die Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten von Migranten, aber auch über die Zweite Generation selbst sammeln. Aufbauend auf diesem Wissen wollte ich die Faktoren herausfiltern, die für Migranten und ihren Aufstieg hierzulande entscheidend (fördernd wie blockierend) sind. Im selben Zeitraum, in dem ich die Theorie zusammengetragen habe, habe ich auch meine Interviews geführt. Ich

versuchte außerdem so gut wie möglich, im Vorfeld keine Hypothesen dazu zu bilden, warum gerade diese Personen „erfolgreicher“ waren, da es dadurch möglich gewesen wäre, die Interviews, und somit auch das Ergebnis der Analyse zu beeinflussen. (vgl. Flick et al. 1991: 150-152) Während ich mir also über meine Fragestellung im Klaren war, wollte ich die Ergebnisse möglichst offen lassen und versuchen, keine vorgefassten Meinungen in die Forschung einfließen zu lassen.

6. 3. Der Einstieg ins Feld

Zielgruppe meiner Forschung waren junge Erwachsene, die der Zweiten Generation angehören, die im Kindesalter (bis Ende der Volksschule) nach Österreich gekommen sind, und die in irgendeiner Form eine „Karriere“ verwirklichen konnten. Ein „guter Job“ liegt selbstverständlich vor allem im Auge des Betrachters, und meine Bedingung war absichtlich nicht, dass meine Interviewpartner ausschließlich wohlhabende Ärzte oder Anwälte sein mussten. Ich war somit auf der Suche nach Menschen, die nicht in einer marginalen und von Unterschichtung gekennzeichneten Position leben. Da der berufliche Erfolg in unserer Gesellschaft meist als Hauptparameter für den jeweiligen Status angesehen wird, wählte ich Personen aus, die über einen „guten Job“ verfügen, der sich wiederum dadurch definiert, dass er sich von denen unterscheidet, die in Kapitel 2. 3. 1. (Bau, Sachgütererzeugung, etc.) genannt werden. Selbstverständlich spielte auch die Eigendefinition eine Rolle, und obwohl meine Interviewpartner mehrheitlich nicht wortwörtlich sofort „*Ich bin erfolgreich*“ sagten, so zeigte sich doch bei allen ein Stolz auf die jeweilige Tätigkeit, und auf das, was sie erreichen konnten.

Ich war mit zwei Personen meiner Interviewpartner persönlich bekannt (mit einer nur sehr flüchtig, mit der zweiten gut), eine Person sprach ich aufs Geratewohl per eMail an, ob sie bereit wäre, mitzumachen, und die restlichen Kontakte zu Interviewpartnern kamen über Vermittlungen im Bekanntenkreis zustande. Erstaunlicherweise erhielt ich während meiner Suche nur drei Absagen. Die anderen Menschen waren sehr kooperativ und teilweise sogar erfreut darüber, ihre Erfahrungen einer kleinen Öffentlichkeit zugänglich machen zu können. Betrachtet man die Herkunft meiner Interviewpartner (zwei aus Polen, zwei aus der Türkei, jeweils eine Person aus Ungarn, Nigeria und Ex-Jugoslawien), habe ich, so denke ich, eine gute weil repräsentative Auswahl getroffen.

6. 4. Die Interviews

Im Vorfeld klärte ich mit meinen Interviewpartnern genau ab, wofür die Interviews verwendet werden. Ich fragte nach ihrer Erlaubnis, das Gespräch aufzeichnen zu dürfen, und versprach, ihnen in Folge das Transkript zukommen zu lassen. Sie hatten die Möglichkeit, heikle oder zu private Passagen vor der Veröffentlichung zu schützen. Ebenso gab es die Möglichkeit anonym aufzutreten, was aber nur zwei Personen in Anspruch nahmen: Meine beiden Interviewpartnerinnen aus Polen (ich nenne sie in dieser Arbeit Agnieszka und Nina) treten daher unter anderem Namen auf. Genau abgeklärte Regeln fand ich wichtig, denn nur das schafft Vertrauen und in Folge ein ehrliches Gespräch. Alle Gespräche dauerten zwischen zwei und fünf Stunden, und fanden entweder im Büro, zu Hause, oder in Kaffeehäusern statt. Die Atmosphäre war bei allen Gesprächen entspannt, und in allen Fällen war das anfangs oft verunsichernde Tonbandgerät nach kurzer Zeit vergessen.

Hilfreich für die Vorbereitung auf die Interviewführung fand ich unter anderem den Artikel „Life History and Personal Narrative“ von Julia Powles (2004), der zwar von Interviews mit Flüchtlingen handelt, aber dennoch wertvolle Richtlinien zum Umgang mit Interviewpartnern und dem erhaltenen Material liefert. Weiters war auch hier das „Handbuch Qualitative Sozialforschung“ (Flick et al. 1991) eine hilfreiche Quelle.

Ich entschied mich, narrative Interviews durchzuführen – um sozusagen autobiographische Stegreiferzählungen zu erhalten. Mit einer erzählgenerativen Anfangsfrage ließ ich meine Gesprächspartner über ihr Leben erzählen, und Zwischenfragen sollten so wenige wie möglich kommen. (vgl. Flick et al. 1991: 179) Nur in einem Fall – und zwar im Falle der mir schon im Vorfeld bekannten Interviewpartnerin Nina (Name geändert, siehe oben) – führte ich ein Interview nach dem klassischen Frage-und-Antwort-Schema, und dabei orientierte ich mich an der Methode aus „The Life Story Interview“ von Robert Atkinson (1989). Das kam daher, dass die Betroffene angab, sich sehr unwohl zu fühlen bei der Vorstellung, so lange frei sprechen zu müssen. Diesen Wunsch respektierend verlief dieses Interview etwas anders, was seine Qualität jedoch keineswegs minderte.

Am Ende der Erzählung ging ich auf alle Themen ein, die mir noch fehlten, oder die im Laufe des Gesprächs unklar geblieben waren. Weiters entschied ich mich dafür, meine Gesprächspartner gegen Ende des Interviews in einer Art Selbstreflexion nach bestimmten Motiven, Sichtweisen, nach der Interpretation der eigenen Situation, etc. direkt zu befragen.

Das erschien mir doch verlässlicher, als eine reine Interpretation meinerseits. Ich habe also die Befragten auch als Experten und Theoretiker ihrer selbst angesprochen und zur Selbstinterpretation befragt. (vgl. Flick et al. 1991: 157, 179)

6. 4. 1. Transkription der Interviews

Wiewohl eine genaue Transkription unabdingbar ist, stimme ich auch hier mit dem „Handbuch der Qualitativen Sozialforschung“ überein, wo angeführt wird, dass übergenaue Aufzeichnungen (wie viele Hundertstelsekunden eine Pause dauert, oder wie oft jemand „Hm“ sagt) häufig drohen, „in Fetischismus auszuarten“ (Flick et al. 1991: 161). Vor allem, da ich auch keine linguistische Analyse durchführen wollte. Zudem würde das den Text auch sehr viel schwerer lesbar machen. Ich habe also alle Interviews vollständig transkribiert, unnötige Wortwiederholungen oder Ausdrücke wie „Hm“ und „Äh“ allerdings weggelassen. Längere Pausen, Lachen oder ähnlich auffälliges habe ich in Klammer vermerkt.

6. 5. Analyse

Zuerst habe ich aus dem langen Theorie-Teil aus den vorigen Kapiteln meiner Arbeit zusammenfassend die Faktoren herausgefiltert, die für mich wesentlich das (berufliche) Leben der Migranten in Österreich bestimmen. Das wären: *die soziale und ökonomische Situation im Elternhaus, der Spracherwerb, die (Aus)-Bildung, erlebte Diskriminierungen, die Berufslaufbahn, und die Beziehung zu Herkunfts- und Heimatland*. Diese Themen arbeitete ich aus allen Interviews heraus, um sie anschließend miteinander in Beziehung zu setzen, und auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu untersuchen. Ebenso mit einfließen sollten die Zukunftswünsche sowie die Selbsteinschätzungen der Interviewpartner. Bei der Analyse meiner Interviews habe ich mich an die Methode von Bernhard Haupert (1991) angelehnt. Seine Methode der Typen-Bildung schien mir in meiner Arbeit für das zueinander in Beziehung setzen meiner Interviewanalysen passend.

Zur besseren Übersicht habe ich jedem meiner Interviewpartner ein Kapitel gewidmet. Ich beginne jedes davon mit einer Kurzbiographie, danach folgt die Analyse des Interviews, wobei ich mich auf die oben genannten Faktoren konzentrierte, und diese aus jedem Gespräch herausarbeite. Ich arbeite in diesen Kapiteln bewusst mit vielen wörtlichen Zitaten, da dass meine Interviewpartner authentischer und lebendiger darstellt. In diesen Kapiteln steht die Lebensgeschichte der jeweiligen Person im Vordergrund, die genaueren Verbindungen mit der Theorie folgen anschließend.

Im nächsten Kapitel habe ich schließlich meine Erkenntnisse aus der erarbeiteten Theorie mit den Erkenntnissen aus meinen Interviews verbunden, die Lebensgeschichten miteinander in Beziehung gesetzt, und in einem Fazit meine Ergebnisse zusammenfassend formuliert.

6. 6. Das Abschlusskapitel der Arbeit

Das letzte Kapitel meiner Arbeit widmet sich schließlich Migrantenorganisationen in Österreich, und zwar am Beispiel der Organisation *black austria*. Ich möchte damit aufzeigen, dass Migranten die Möglichkeit haben, aktiv zu sein und sich in der Gesellschaft Gehör zu verschaffen. Das ist, so hoffe ich, eine gute und auch positive Abrundung meines Themas.

7. VIKTÓRIA

7. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Mag. Viktória Kery-Erdélyi wurde im Mai 1978 in Vác in Ungarn geboren. Als Volksschulkind – drei Tage vor ihrem zehnten Geburtstag – flüchtete sie mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder von Ungarn nach Österreich. Sie studierte Theaterwissenschaften. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 31 Jahre alt, und sie arbeitet als stellvertretende Leiterin der „Kurier“-Redaktion im Burgenland. Viktória lebt in Bruck an der Leitha, ist verheiratet – und zum Zeitpunkt unseres Gespräches erwartet sie außerdem ihr erstes Kind.

Das Gespräch (INT 7) mit Viktória Kery-Erdélyi habe ich am 19. Februar 2009 in ihrer Wohnung in Bruck geführt. Vor dem Gespräch ist sie nervös, da dabei sehr persönliche und auch schwierige Themen ihres Lebens wieder aufgewühlt werden. Sie ist auffallend gut vorbereitet, da ihr ihre Geschichte sehr wichtig ist, und sie sich bereits im Vorfeld viele Gedanken zu dem Thema gemacht hat.

Das Interview verläuft schließlich in angenehmer Atmosphäre, und Viktória erzählt sehr persönliche Dinge klar strukturiert und detailliert. Schwerpunkte der Erzählung sind die Flucht der Familie aus Ungarn und auch das Leben mit der Zweisprachigkeit: Da die Sprache und deren Beherrschung für ihren Beruf wesentlich ist, ist das natürlich etwas Bestimmendes in ihrem Leben. Außerdem geht es immer wieder darum, wie man sich fühlt, wenn man in zwei Welten lebt.

7. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Der Vater von Viktória ist Schiffstischler, die Mutter ist Lehrerin. Dadurch, dass Schiffstischler ein seltener Beruf ist, fand der Vater in Österreich nach nicht allzu langer Zeit eine Stelle im Burgenland. Die Mutter hatte es als Lehrerin etwas schwieriger, da sie anfangs nicht Deutsch sprach. Sie fand nach ungefähr fünf Jahren in Österreich ihren ersten Job als Fremdenführerin. Mittlerweile ist sie wieder Lehrerin, und zwar an einer zweisprachigen Schule. Die Eltern wollten sich schnell einleben in Österreich, und auch rasch die Sprache erlernen. Immer wieder erzählt Viktória, dass Leistung und Ehrgeiz schon als Kind wichtige Themen waren: *„Aber auch wirklich im Detail so, dass die Mama gewusst hat, ich bin fähig, Einser und Zweier zu schreiben, und daher hab ich die gefälligst auch zu schreiben. Da war ein Dreier nicht mehr so gut.“* (INT 7: 36)

7. 2. 1. Die Flucht aus Ungarn

Was die Geschichte von Viktória von den Geschichten meiner anderen Interviewpartner unterscheidet, ist, dass sie als Flüchtling nach Österreich kam. Daher möchte ich darauf in diesem Unterkapitel extra eingehen. Der Aufenthalt in einem Flüchtlingslager bringt für die betroffenen Menschen besondere Belastungen: Zwar erhalten sie mehr oder weniger eine Versorgung mit den wichtigsten Gütern, dennoch gibt es kaum Freiheiten oder Privatsphäre. Sie alle werden meist behandelt, als hätten sie mehr oder weniger die gleichen Bedürfnisse, obwohl Personen aus verschiedenen Ländern, aus verschiedenen Glaubensrichtungen und aus verschiedenen sozialen Klassen zusammentreffen. Die Qualität des Essens etwa ist außerdem oft schlecht, und gemeinsam zu Essen verliert seine Bedeutung für die Familie als soziales Zusammensein, sondern wird teilweise einfach zu einer mechanischen Versorgung mit Nahrung. Die Menschen haben keine Arbeit, und somit auch keine tägliche Routine. Das alles birgt viel Konfliktpotenzial. Ein typisches Problem von Flüchtlingsfamilien ist außerdem, dass sie sehr oft umziehen müssen, da die Mieten oft nur auf kurze Zeit befristet sind. Diese Instabilitäten und Unsicherheiten im täglichen Leben sind vor allem für Kinder schwierig. (vgl. Binder et al. 2002: 70-73)

Viktória hat es so ähnlich erlebt, und auch für sie war die Erfahrung, als Flüchtling nach Österreich zu kommen, sehr prägend. Die Eltern wollten in erster Linie für Viktória und ihren Bruder Tomi eine bessere Zukunft mit mehr Möglichkeiten:

„Es war halt einfach so, dass meine Eltern gesagt haben, wir arbeiten, arbeiten, arbeiten, und es bringt nix. Also du kannst dir nichts leisten, du hast nichts vom Leben. Und sie haben halt die, aus heutiger Sicht ein bisschen idealisierte, Vorstellung gehabt, von wegen: im Westen, es ist besser hier.“ (INT 7: 5)

Die Familie passierte die Grenze als „Touristen“, und sie fuhren schnurstracks nach Traiskirchen. Die Kinder wussten vom Plan der Eltern vorerst nichts, und dachten, sie fahren auf „Urlaub“. An die zwei bis drei Monate im Flüchtlingslager hat Viktória noch viele Erinnerungen:

„Es ist witzig, ich verbinde mit der Zeit sowohl Positives, als auch furchtbar negative Erinnerungen. Also positiv war, dass wir einfach die ganze Zeit mit den Eltern zusammengepickt sind. So viel hab ich meine Eltern sonst nie gehabt wie dort. Was irgendwie nicht so lustig ist als Kind: Wir waren in einem Zimmer mit ungefähr 50 Leuten. Und wenn dann die Kulturen aufeinander geprallt sind, es hat im Speisesaal Schlägereien gegeben, ja? Also ich weiß noch, dass sich meine Eltern furchtbar gefürchtet haben, dass uns irgendwie was gestohlen wird. Die haben irgendwie so die Taschen unter dem Polster gehabt ...“ (INT 7: 3)

Der Aufenthalt im Flüchtlingslager war sicher eine der schwierigsten Zeiten ihres Lebens, und sie hatte im Vorfeld auch Angst, einer Fremden darüber zu erzählen. Eine positive Folge dieser Erfahrung ist, dass es die Familie zusammengeschweißt hat: Viktória erklärt, dass es sehr stark verbindet, wenn man gemeinsam derartiges erlebt hat. Auf den Aufenthalt in Traiskirchen folgte mehrmaliges Umziehen in verschiedene Quartiere in Oberösterreich, bis die Familie schließlich ins Burgenland zog, und dort auch blieb. Sie kamen also mit wenig Geld nach Österreich und mussten hier praktisch von Null anfangen und ein neues Leben aufbauen.

7. 3. Spracherwerb

Das Thema Sprache war im Interview mit Viktória sehr dominierend, sie macht sich viele Gedanken zu diesem Thema – Sprache ist immerhin auch Bestandteil ihres Jobs. Niemand in der Familie konnte ein Wort Deutsch, als sie nach Österreich kamen. Es ging aber sehr schnell, da sie und ihr Bruder die einzigen in der Volksschule waren, die Ungarisch sprachen – so waren sie praktisch gezwungen, Deutsch zu sprechen. Die Mutter war Lehrerin, und sehr darauf bedacht, dass die Kinder Ungarisch nicht verlernen und es familienintern sprechen, aber auch Deutsch schnell erlernen. Die Mutter belegte Deutschkurse, die sie selbst bezahlte. Der Vater ließ sich von den Kindern, die die neue Sprache schneller erlernten, Wörter übersetzen.

Glücklicherweise traf Viktória im Burgenland die Enkeltochter einer Nachbarin, die mit ihr den ganzen Sommer über Deutsch lernte. Außerdem hat sie sehr viel gelesen: In der Bibliothek in Mattersburg borgte sie sich damals viele Jugendbücher aus. Auch durch das viele Lesen lernte sie Deutsch schließlich sehr schnell. Immer wieder erwähnt sie im Interview, dass sie praktisch zwischen zwei Welten lebt – und das auch bei den Sprachen so empfindet:

„Und es ist auch sprachlich so, dass ich immer in beiden Sprachen das Gefühl habe: Es ist nicht perfekt. Es wird nie perfekt, und das regt mich so auf. Ich spreche da auch ganz oft mit meiner Mama drüber, weil ich eben in der Burgenland-Redaktion [vom „Kurier“; Anm.] bin, sehr viel Geschichten recherchiere, die mit Ungarn zusammenhängen, und dadurch, dass ich eben die meiste Zeit Deutsch rede, fallen mir halt gewisse Sachen auf Ungarisch nicht ein.“ (INT 7: 15)

Dennoch sind ihre Sprachkenntnisse in beiden Sprachen ausgezeichnet, sonst könnte sie nicht als Journalistin arbeiten. Die Sprache, die im Elternhaus verwendet wird, hat für die Kinder oft eine emotionale Bedeutung, und so ist es auch bei Viktória und ihrer Muttersprache Ungarisch (siehe Kapitel 5. 6.):

„Und es bleibt auch immer meine Muttersprache. Es ist die Sprache, in der man mich am schnellsten verletzen kann. Es ist die Sprache, in der man mich am

schnellsten zum Lachen bringt. [...] Träumen tu ich gemischt, bilde ich mir ein. Und so gewisse Reflex-artige Sachen ... besonders bei Menschen, bei denen ich mich wahnsinnig zu Hause und wohl fühle, so wie bei meinem Mann, dann passiert es mir, dass ich auf Ungarisch plötzlich was sage. Oder, dass er dann sagt: ‚Du weißt schon, das war jetzt Ungarisch.‘ Es ist schon so bei gewissen Sachen. Wobei ist überzeugt davon bin, dass mein Wortschatz im Deutschen viel, viel größer ist. Also mein aktiver Wortschatz.“ (INT 7: 17)

7. 4. Bildung

Bildung war in Viktóriás Familie sehr wichtig. Sie besuchte selbstverständlich das Gymnasium, musste gute Noten haben, und danach wollte sie studieren. Ein bestimmtes Karriereziel hatte sie dabei aber noch nicht im Auge. Einige Zeit lang wollte sie Schauspielerin werden, das traute sie sich dann aber doch nicht zu. Mehr oder weniger zufällig entschied sie sich schließlich für die Studienrichtungen Theaterwissenschaft und Publizistik. Das Studium lag ihr sehr am Herzen: Sie hatte teilweise einen übervollen Stundenplan, und nebenher auch noch Jobs, da sie ihre Ausbildung selbst finanzieren musste:

„Und ich hab mir auch wahnsinnig viel vorgenommen im ersten Semester. Also ich hab einen Stundenplan gehabt wie eine Idiotin. Also das war fast nicht zum Schaffen. [...] Und ich hab mir einen Stundenplan zusammengestoppelt, dass ich jeden Tag spätestens zwischen 8 und 9 im Zug gesessen bin, und frühestens um 9 am Abend heim gekommen bin. Nach Mattersburg. Ja, es war natürlich großartig. Am Wochenende hab ich beim Mäci [McDonalds; Anm.] gearbeitet, und gelernt in der Nacht.“ (INT 7: 20)

Danach zog Viktória nach Wien, was ihre Situation zumindest ein wenig erleichterte, da das Pendeln ins Burgenland wegfiel. Aber dennoch hat sie viel in Kauf genommen, und war sehr engagiert, um ein Studium zu absolvieren und auch abzuschließen. Ein Abbruch kam nicht in Frage.

7. 5. Berufslaufbahn

Um sich das Studium zu finanzieren, arbeitete Viktória bei McDonalds und bei Do&Co als Garderobendame. Nach einiger Zeit wollte sie aber einen Job, der etwas mehr mit ihrem Studium zu tun hat. Schließlich wandte sie sich an einen Bekannten:

„Aber ich wollte halt schauen, dass ich währenddessen irgendwie anfangs, Kontakte zu knüpfen, und da wollte ich wirklich unbedingt Journalistin werden. Da war es mir wurscht – und wenn ich für irgendein Käseblatt nur Kaffee koche, dann bin ich schon glücklich. Und der hat dann damals die Heike [arbeitete damals schon beim „Kurier“; Anm.] kennen gelernt, oder auch schon gekannt, das weiß ich jetzt gar nicht. Also das war von meinem Ex-Freund ein sehr guter Freund. Und der hat gesagt: ‚Du, die da beim ‚Kurier‘ im Burgenland, die suchen wen. Und es kann ja nicht schlecht sein, dass du Ungarisch kannst.‘“ (INT 7: 21)

Sie fand den Job somit durch ein Netzwerk – also über einen Bekannten. Bewerben musste sie sich aber selbst: Die Leiterin der Burgenland-Redaktion in Eisenstadt stellte sie schließlich ein, da Viktórias Bewerbung gut war, und ihre Ungarisch-Kenntnisse als Vorteil galten, da sie so auch grenzüberschreitende Geschichten recherchieren kann. Das war für Viktória ein riesiger Erfolg:

„Und das war echt ... also daheim haben wir Sektkorken knallen lassen, ja? Weil du warst immer die Ungarin, und die wird jetzt Journalistin. Also das war echt der Hammer. Da werde ich ihr ewig dankbar dafür sein. Allein nur für die Chance. Ich mein, es war trotzdem mutig von ihr. Weil sie hat ja nicht wirklich gewusst, wie schaut es mit der Sprache aus und so. Da war ich ja grade mal zehn Jahre in Österreich. Das ist ja nicht so selbstverständlich.“ (INT 7: 21)

Journalistin war für Viktória ein Job mit hohem Prestige (siehe 3. 2.), und da sie sich manchmal verunsichert gefühlt hatte, „nur“ die „Ungarin“ zu sein, war diese Stelle bei einer Tageszeitung ein ganz besonderer Erfolg für sie. Die erste Zeit war sehr schwierig, und sie hatte Angst, zu scheitern. Selbst kurze Geschichten überarbeitete sie wieder und wieder, aus Angst, sich sprachlich nicht gut genug auszudrücken. Schritt für Schritt ist sie aber hineingewachsen. Während sie beim „Kurier“ arbeitete, schloss sie gleichzeitig ihr Studium ab. Mittlerweile ist sie seit zwei Jahren stellvertretende Leiterin der Burgenland-Redaktion – wobei sie nie eine Chef-Position angestrebt hatte:

„Aber ich glaub, ich bin grundsätzlich nicht so eine Chef-Typin. Also ich bin sehr gewissenhaft, und manchmal ein bisschen zu paranoid. Aber grundsätzlich: Ich habe es nicht angestrebt. Also Journalistin zu sein, ja. Aber dass ich irgendwann in dieser Position bin, in der ich jetzt bin, das hat sich so ergeben quasi. Aber stolz ist man dann ja trotzdem (lacht).“ (INT 7: 22)

Ihre Zweisprachigkeit war also einerseits hilfreich, den Posten zu bekommen. Auf der anderen Seite ist das auch ihre größte Unsicherheit im Job: Bei Besprechungen mit Vorgesetzten passiert es ihr manchmal, dass sie aus Angst, etwas Falsches zu sagen, lieber gar nichts sagt. Da Viktória auch viele Artikel mit Ungarn-Bezug schreibt, kann es passieren, dass sie in ihrer Freizeit von der Firma angerufen wird, mit der Bitte, etwas in Ungarn zu recherchieren. Das kann anstrengend sein, sie sieht es aber auch als großes „Kompliment“, gebraucht zu werden. Auf Grund ihrer eigenen Geschichte ist es für sie außerdem heute noch relativ schwierig, wenn sie in ihrem Job Geschichten über Flüchtlinge schreiben muss. Derartige Recherchen gehen ihr sehr nahe.

7. 6. Diskriminierung

Immer wieder kommt Viktória während des Gesprächs darauf zurück: Dass es nicht immer einfach ist, als „Ausländerin“ in einem Land zu leben, und dass das auch am Selbstwertgefühl kratzen kann. Ihre Kindheit in Oberösterreich hat sie diesbezüglich positiv in Erinnerung – sowohl die Lehrerin in der Volksschule, als auch den Kontakt zu anderen Kindern. Sie erinnert sich daran, dass sie dort freundlich aufgenommen wurden. In Mattersburg im Burgenland, wo ihre Familie danach hinzog, fühlte sie sich anfangs viel mehr als „Ausländerin“ als im Burgenland. Die Direktorin des Gymnasiums war zum Beispiel skeptisch, da Viktória zu diesem Zeitpunkt noch nicht so gut Deutsch sprach – aufgenommen wurde sie dann dennoch. Auch Anschluss zu den anderen Kindern fand sie erst nach einiger Zeit.

„Ja, und das waren halt am Anfang ein paar Geschichten, die nicht besonders schön waren. Ich kann mich erinnern, meinen Bruder und mich haben sie ein Mal vom Spielplatz verjagt, weil sie gemeint haben, der Spielplatz ist nur für Inländer. Also solche Geschichten hat es halt schon gegeben. Oder ich bin ein Mal irgendwie heimgegangen, also mit den Einslaufschuhen, von der Kunsteisbahn. Und dann sind hinter mir halt ein paar so Halblustige gelaufen. Und haben gesagt: „Jetzt hauen wir die Ungarin in den Bach.“ Und, ja, das sind so Geschichten, die vergisst du halt nicht. Das ist halt schiach, ja?“ (INT 7: 11)

Durch das „anders sein“ hätte sie sich dann in der Pubertät aber zum Teil auch interessant machen und somit einen Vorteil daraus ziehen können. Was sie außerdem noch in Erinnerung hat, ist, dass sie als Jugendliche manchmal Angst hatte, das Land wieder verlassen zu müssen. Wenn sie beispielsweise Reden vom Politiker Jörg Haider (Haider und seine Partei FPÖ – später BZÖ – waren bekannt für eine restriktive Ausländerpolitik, Anm.) im Fernsehen sah, machte sie sich derartige Gedanken. Solange sie keine Staatsbürgerschaft hatte, lebte sie mit der Angst, wieder gehen zu müssen.

Ihrer Erfahrung nach gab es auch manchmal Neider: Die sich wundern, warum diese „Ausländer-Familie“ ein zweites Auto kaufen konnten, oder warum sie als „Ausländerin“ es sich leisten konnte, zu studieren. Oder wie eine „Ausländerin“ als Journalistin arbeiten kann.

7. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Viktória erzählt, dass es nach der Flucht nach Österreich nicht einfach war, das Verhältnis zu den Verwandten in Ungarn wieder zu reparieren, und dass es sehr aufregend war, das erste Mal wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Von sich aus bezeichnet sie es immer wieder als ein Leben zwischen zwei Welten. Anfangs war sie noch öfters in Ungarn, dadurch war der

Eindruck, in zwei Welten zu leben, besonders stark. Egal, ob sie nach Österreich oder nach Ungarn gefahren ist – sie hat beides immer als „heimfahren“ gesehen.

„Es ist vor allem bei meinem Bruder und bei mir so, es bleibt irgendwie ein bisschen ein Leben zwischen zwei Welten. Manchmal hast du das Gefühl, du gehörst irgendwie nirgends so richtig dazu. [...] Also von dem her – und bei uns gibt es ja auch nicht diese wahnsinnig großen, kulturellen Unterschiede. Grundsätzlich. Irgendeine Art von Unterschied wird aber trotzdem immer bleiben. Das ist wurscht – unabhängig von Religion, oder da musst nicht eine andere Hautfarbe haben, ja? Es ist trotzdem ein bisschen eine andere Welt. Du bist anders aufgewachsen. Einfach die Tatsache, dass du deine Heimat verlassen hast und komplett von Null noch einmal begonnen hast, macht dich einfach zu einem ganz anderen Menschen.“ (INT 7: 14)

Gleichzeitig ist es für sie aber auch großartig, zwei Welten für sich zu haben als Zuhause. Ebenso betont sie, sich als Ungarin zu fühlen, wiewohl sie auch meint, es sei eigentlich ein „skurriler Nationalstolz“ (INT 7: 16), da sie ja den Großteil ihres Lebens in Österreich verbracht hat. Ungarn ist ihr aber sehr wichtig, darum feierte sie etwa ihre Hochzeit dort. Auch ihre Familienmitglieder dort liegen ihr sehr am Herzen. Mittlerweile hat sie selten Zeit, um nach Ungarn zu fahren. Sie möchte ihr Kind aber auf alle Fälle zweisprachig und auch mit einem Bezug zu Ungarn erziehen.

Wenn möglich, versucht sie, ihre ungarische Identität als etwas Positives zu sehen. Das Positive ist gewissermaßen aber auch ein Kartenhäuschen, das jederzeit zusammenbrechen kann: Passiert ihr etwas – etwa dass sie zu lange für das Schreiben eines Artikels braucht – fühlt sie sich verunsichert, und sieht sich wieder als „die Ausländerin“.

7. 8. Zukunftsentwürfe

Mit ihrem Beruf ist Viktória sehr zufrieden, und das Schreiben macht ihr großen Spaß. Eventuell möchte sie noch mehr in dieser Richtung machen: Sie denkt etwa daran, ein Theaterstück, oder ein Kinderbuch zu schreiben – oder auch ihre Lebensgeschichte niederzuschreiben.

7. 9. Selbsteinschätzung der Situation

In erster Linie ist Viktória ihren Eltern dankbar, dass sie alle Schwierigkeiten auf sich genommen haben, und ihr ein Leben in Österreich ermöglicht haben. Trotz aller Probleme dürfe man sich nicht hinter dem „Ausländer-Sein“ verstecken:

„Und dann gleichzeitig muss man halt auch ein bisschen aufpassen, dass man sich nicht bei irgendwelchen Enttäuschungen ganz schnell dann hinter dieser

Geschichte ‚Ich bin ja Ausländerin, und das ist ja nicht meine Muttersprache‘ versteckt. Wenn dann irgendwelche Dinge nicht klappen, oder wenn man furchtbar verletzt wird, dass man dann nicht sagt: ‚Na ja klar!‘ ... Aber es muss nicht zwingend sein. Also da weiß ich schon, da muss ich mich dann manchmal auch selber bei der Nase nehmen.“ (INT 7: 18)

Ebenso findet sie gute Deutschkenntnisse sehr wichtig. Bei ihr sei es auch deshalb so schnell gegangen, weil die Eltern darauf großen Wert gelegt hatten. Sie erklärt, dass sie im Prinzip das fortsetzt, was ihre Eltern gemacht haben: Alle in der Familie arbeiten sehr viel. Auch die Eltern wollten schnell und gut Deutsch lernen und sich eingliedern – auch wenn es für die Eltern schwieriger war als für die Kinder.

Ihr erster großer Berufserfolg war, überhaupt als Journalistin arbeiten zu können. Mit dem, was sie seitdem erreicht hat, ist sie ebenso sehr zufrieden:

„Nein, ich bin voll zufrieden. Das darf man ja eigentlich nicht sagen, weil dann heißt es, man hat den Ehrgeiz verloren, wenn man zufrieden ist mit der Momentansituation. Aber ich habe eigentlich – und das hab ich auch schon vor fünf Jahren gesagt – ich hab mehr erreicht, als dass ich geglaubt habe, dass ich erreichen werde.“ (INT 7: 37)

7. 10. Zusammenfassung

♦ Viktória gehört nicht den in Österreich großen Zuwandererminderheiten an, sondern sie kam als Flüchtling aus Ungarn. Da es außer ihrer Familie kaum Menschen aus Ungarn in ihrer Umgebung gab, waren sie mehr oder weniger gezwungen, schnell Deutsch zu lernen. Außerdem gab es somit keine ethnische Gruppe, der sie sich hätten anschließen können – was aber auch nicht im Sinne der Familie gewesen wäre. Ihre Eltern kamen nicht als „Gastarbeiter“ nach Österreich, und sie waren gebildeter als die durchschnittlichen „Gastarbeiter“, aber sie mussten sich hier ein ganz neues Leben aufbauen. Ärgeren rassistischen Anfeindungen war sie glücklicherweise nie ausgesetzt, aber sehr wohl machte sie die Erfahrung, dass man als „Ausländerin“ manchmal Anfeindungen ausgesetzt ist.

♦ Ihren Job beim „Kurier“ fand Viktória über ein Netzwerk. Das funktionierte wiederum nur, weil die Familie seit langem gut integriert ist, und sie einen großen österreichischen Bekannten- und Freundeskreis hat. Ihre Eltern hatten gute Jobs und waren gebildet, und insofern war es auch wichtig, dass Viktória eine gute Ausbildung (Gymnasium und Universität) bekommt. Benachteiligt fühlt sich Viktória am Arbeitsplatz nicht, im Gegenteil ist ihre Zweisprachigkeit sogar von Vorteil. Manchmal hat sie allerdings Angst, die Sprache

nicht perfekt genug zu beherrschen. Sie arbeitet sehr viel, und sie meint dazu, das von ihren Eltern übernommen zu haben, die auch immer viel gearbeitet haben.

♦ Da sie selbst sagt, dass Herkunftsland (Ungarn) und Aufnahmeland (Österreich) eine relativ ähnliche Kultur haben, gab es auch keine Probleme mit unterschiedlichen Werten oder ähnlichem. Aufgewachsen ist sie mit österreichischen Jugendlichen, insofern unterschied sich ihre Jugend nicht stark von der Jugend österreichischer Jugendlicher. Viktória versucht, ihre beiden Identitäten wenn möglich als Vorteil zu betrachten. Sie ist stolz auf ihre ungarische Herkunft, wiewohl sie sich in Österreich auch schon verunsichert dadurch fühlte, die „Ausländerin“ zu sein. Diese Verunsicherung will sie aber für sich nicht als Ausrede hernehmen, hinter der man sich verstecken kann, wenn es Probleme gibt. In diesem Fall wäre die ethnische Identität also mehr oder weniger Gegenstand freier Wahl. In der Pubertät konnte sie auch Vorteile daraus gewinnen, anders – und damit interessant – zu sein. Bestimmend ist das Thema „Herkunft“ für sie aber auf jeden Fall.

♦ Zwar war die Direktorin einer Schule anfangs skeptisch, da Deutsch nicht Viktórias Muttersprache ist – dennoch wurde sie aufgenommen, und absolvierte das Gymnasium und die Universität ohne Schwierigkeiten. Da ihre Eltern nicht in einer prekären Situation lebten, und selbst Wert auf Bildung lebten, beeinträchtigte ihr Elternhaus ihren Schulerfolg nicht. Finanzieren musste sie das Studium selbst: Da sie aber sehr engagiert war, schaffte sie das ohne Probleme. Außerdem bestanden die Eltern darauf, dass ihre Kinder sowohl Ungarisch als auch Deutsch sehr gut beherrschen.

8. DODO

8. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Mag. Dodo Rošćić, geboren am 11. September 1972 in Belgrad, ist in Linz aufgewachsen und 1991 nach Wien übersiedelt. Sie studierte Vergleichende Literaturwissenschaften und Germanistik. Seit Februar 2006 leitet sie die Entwicklungsabteilung des ORF. Dem Fernseh-Publikum ist sie als Moderatorin bekannt, unter anderem moderierte sie das Reality-Format „Taxi Orange“. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs ist sie 36 Jahre alt.

Das Interview mit Dodo Rošćić (INT 2) wurde am 15. Dezember 2008 aufgenommen. Wir führten das Gespräch in ihrem Büro im ORF-Zentrum. Dodo erzählte sehr locker und frei drauf los. Sie drückte sich sehr pointiert aus, weshalb ich in diesem Kapitel besonders viele wörtliche Zitate verwende, da in der indirekten Rede zu viel verloren gehen würde. Durch ihren Beruf im Medienbereich ist sie klarerweise mit Interviewsituationen vertraut und daher war sie – im Gegensatz zu einigen anderen Interviewpartnern – keineswegs nervös. Dodo spricht sehr viel über ihr (verlorenes) Herkunftsland und die Veränderungen dort, über ihre Dauerunzugehörigkeit, und auch über die in der Gesellschaft verbreitete Xenophobie.

8. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Dodo ist im Alter von zirka zwei Jahren von Belgrad nach Linz gekommen. Der Vater war Kiefer- und Gesichtschirurg, und die Mutter Anästhesistin – beides wurde damals am Linzer AKH gesucht. Daher nutzten die Eltern die Möglichkeit, nach Österreich umzuziehen. Dafür, dass ihre Eltern diesen aus ihrer Sicht sehr mutigen Schritt gewagt haben, ist sie ihnen bis heute dankbar.

Was ihr bald klar wird, ist, dass *„das soziale Umfeld, oder das akademische Standing meiner Eltern, mit unserer Herkunft nicht korrelieren wollte. Dass quasi – ich sag's jetzt wirklich so grauslich, wie's damals auch rüberkam – der Tschusch a Doktor ist.“* (INT 2: 3) Damals, in den 70er-Jahren, kannte sie in Linz so gut wie keine Migrantenkinder, und sie war als Kind der quasi „reichen“ Migranten eine Ausnahme: *„... das, was man immer hört, ist: ,Wieso seid ihr keine Hausmeister?‘“* (INT 2: 4)

Immer wieder sagt Dodo, dass sie praktisch eine gutbürgerliche Linzer Kindheit und Jugend hatte, mit allem, was dazugehört:

„Ich häng nicht in den Jugo-Beisln rum, ich nehme an dieser Welt so teil wie jedes andere österreichische Arzt-Kind auch. Ich wurde dem sozialen Standing

meiner Eltern gemäß ... also ich war in einer Schule, beim Schulball, weißt du, es war einfach das ganz Normale, Tanzschule und so weiter, ... Abarbeiten des normalen, gutbürgerlichen Ärztehaushalts-Curriculums. Und ich nehme an diesem Land teil, weil es mein Land ist.“ (INT 2: 7)

Ihre Jugend hätte sich insofern nicht von anderen Ärzte-Kindern in Linz unterschieden, sie hatte die gleichen Möglichkeiten. Durch die gute, berufliche Positionierung der Eltern lebte die Familie nicht in einer problematischen oder prekären Situation.

8. 3. Spracherwerb

Eine der ersten Erinnerungen von Dodo an das Leben in Österreich ist, dass sie Heimweh hatte: Sie spielte mit anderen Kindern im Hof, verstand sie aber nicht. Von ihren Eltern konnte nur ihre Mutter ein bisschen Deutsch, sie hatte es in der Schule gelernt. Die Eltern legten darauf Wert, dass Dodo und ihr älterer Bruder Deutsch lernen – aber zu Hause wurde selbstverständlich Serbokroatisch gesprochen. Dodo vermutet, dass es auch einen sozialen Hintergrund hatte, dass sie ihre Muttersprache beibehalten konnte:

„Wie ich denke, dass Fabriksarbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien sich selber unter höherem Assimilationsdruck befunden haben. Denn meine Eltern, die in der Position waren, gesellschaftlich keinen Assimilationsdruck zu haben, quasi sich nicht geniert haben, wenn man zu Hause Serbokroatisch spricht. Und wo die Kinder das selbstverständlich auch ziemlich perfekt können. Und auch kyrillisch lernen, und die Literatur auch noch mitkriegen, und Bücher lesen in der Muttersprache.“ (INT 2: 2)

Serbokroatisch wurde also nicht als „minderwertige“ Sprache angesehen. Und trotz aller äußeren Einflüsse auf Deutsch (Schulfreunde, Radio, Fernsehen, Schule, etc.) schafften es die Eltern, dass die Kinder Serbokroatisch nicht verlernten. Schon vor der Volksschule hatte sie einmal wöchentlich ein Art Zusatzunterricht in Serbokroatisch. Da sie noch sehr klein war, lernte sie beide Sprachen akzentfrei, und sie konnte als Kind und Jugendliche von der sprachlichen Kompetenz her gleichberechtigt an beiden Kulturen teilnehmen. Bis heute ist sie sehr dankbar dafür, dass ihr ihre Sprachkenntnisse nicht abhanden gekommen sind, und dass sie sowohl Literatur als auch Medien in ihrer Muttersprache versteht.

8. 4. Bildung

Dodo besuchte ein Gymnasium in Linz, danach studierte sie in Wien. Auch die Eltern hatten studiert, und dass sie selbst eine gute Ausbildung macht, war innerhalb der Familie immer klar:

„Na es war eine absolute Selbstverständlichkeit. Das wurde nicht diskutiert, ob ich jetzt irgendwie eine Lehre mache, oder die Knödelakademie, und dann heirate und Kinder krieg, und so weiter. Das hat aber auch sehr viel zu tun mit:

Wie erzieht man eine junge Frau, und was erwartet man. Das war einfach überhaupt kein Thema. So wie in jeder anderen – ich sag jetzt mal: gutbürgerlichen – Familie auch, es quasi überhaupt keine Debatte ist.“ (INT 2: 20)

Der ganzen Familie war Bildung wichtig, und schon mit zehn Jahren las Dodo zu Hause das Nachrichtenmagazin „Spiegel“. Druck, so erzählt sie, gab es von Seiten der Eltern aber nicht, was gute Noten anging. Dodo war vor allem in Schulfächern gut, die sie interessierten – etwa Sprachen. Vorzugsschülerin war sie jedoch keine. Nach dem Gymnasium stand die Möglichkeit im Raum, dass sie auch Ärztin wird. Sie entschied sich schließlich aber für die Fächer Vergleichende Literaturwissenschaften und Germanistik, und sie studierte in Unterschreitung der Mindestzeit. Ihre Eltern standen hinter ihren Entscheidungen, was die Wahl der Ausbildung anbelangte, und Dodo studierte auch sehr engagiert.

8. 5. Berufslaufbahn

Ursprünglich stand nach der Diplomarbeit die Möglichkeit im Raum, eine Dissertation zu schreiben. Dodo entschied sich dann aber für eine Karriere im Medienbereich. Für Medien hatte sie sich grundsätzlich immer interessiert, und sie begann schließlich beim Sender „Wien 1“ zu arbeiten. Ihre Herkunft war in ihrem Job firmenintern nie ein Thema – nur die Schreibweise ihres Namens wurde zum Problem: Viele Textverarbeitungsprogramme, mit denen sie zu Beginn ihrer Karriere arbeitete, konnten die diakritischen Zeichen nicht darstellen. In Folge wurde aus Rošćić kurzerhand Roscic.

Einige Menschen innerhalb des ORF setzten großes Vertrauen in sie, und sie kam dadurch in Positionen, die sie sich selbst zuerst nicht zugetraut hätte. Unter Umständen könne das, meint sie, vielleicht ein bisschen mit ihrer Herkunft zu tun haben:

„In mir wurde was erkannt, fast könnte man sagen, was vielleicht mit der Herkunft zu tun hat: nämlich das Quasseln, und die Offenheit, und das Interesse. Da könnte man wieder, wenn man jetzt ganz platt argumentiert, mein Gott, der Esprit, quasi das südliche Temperament. Vielleicht ist es auch so einfach, is weiß es nicht. Aber ich wurde dann eher immer geholt, ja? Ich wurde aber auch gebraucht, und sie haben dann mir Dinge zugetraut, die ... mittlerweile beginne ich, mir selber Dinge zuzutrauen, spät aber doch (lacht).“ (INT 2: 31)

Hart zu arbeiten war ihr immer wichtig, da sie die Menschen, die ihr die Chancen geboten hatten, nicht enttäuschen wollte. Dass sie schließlich Leiterin der Entwicklungsabteilung des ORF wurde, hatte sie weder erwartet noch geplant. Der Öffentlichkeit ist sie vor allem aber als

Moderatorin ein Begriff. Mit dieser Öffentlichkeit umzugehen war für sie als junge Frau in dieser Branche am Anfang schwierig: Etwa, wie viel man von seinem Privatleben preisgeben sollte in Interviews. Auch mit den Reaktionen des Publikums muss man umgehen lernen – in Chat-Foren im Internet fanden sich nur freundliche, sondern auch fragwürdige Bemerkungen:

„...in der Anonymität, in den Foren, wenn dann der Name unbedingt verballhornt werden muss, zum Beispiel. Da finde ich, da merkt man es recht deutlich, wo ... und ich schau nicht rein ... wo das Motiv eigentlich liegt, glaube ich. Wenn man statt Rošćić dann Rosenziz oder so was liest, dann muss man glaub ich auch nicht Sigmund Freud exhumieren, um zu sehen, was da eigentlich dahinter steckt (lacht).“ (INT 2: 33)

Aufmerksamkeit erregte sie in ihrem Job auf Grund ihrer Herkunft vor allem, als sie den Song Contest moderierte: Serbien-Montenegro holte zwölf Punkte und somit den Sieg, und sie machte die Durchsage live im Fernsehen spontan zum Teil auf Serbokroatisch (*„And finally dvanaest poena – twelve points“*; INT 2: 22). Daraufhin bekam sie eMails aus aller Welt, von Menschen, die sich bedankten. Und sie verstand die große Aufregung zuerst nicht:

„Es war eine Welle an Liebe, die mich überströmt hat, weil ich zwei Worte in meiner Muttersprache ausgesprochen habe. Und ich hab dann gesagt: ‚Kinder, was habt’s ihr alle?‘ Und die Antwort war: ‚Es ist so berührend und schön zu sehen, dass unser Kind – so wird man dann genannt – sich nicht quasi schämt, wo sie her ist.‘“ (INT 2: 23)

8. 6. Diskriminierung

Das Thema Xenophobie kommt mehrmals vor im Interview mit Dodo Rošćić. Obwohl sie keine Erfahrungen mit gefährlichen, rassistischen Übergriffen machen musste, war die Herkunft und das „anders sein“ doch immer ein Thema. Beginnend damit, dass sie als Kind bemerkte, dass die Herkunft und der Beruf ihrer Eltern in dieser Kombination Verwunderung auslösten. Als Jugendliche in Linz war es mitunter schwierig: In der Stadt gab es damals unter den Jugendlichen einige Neo-Nazis, und sie hatte buchstäblich Angst vor körperlicher Gewalt. In der Schule hatte sie einen Klassenvorstand, der eine Tragtasche aus Plastik als „Tschuschenkoffer“ bezeichnete, woraufhin Dodo das Klassenzimmer Türe knallend verließ. Als sie als Studentin nach Wien kam, war sie anfangs begeistert von der ethnischen und kulturellen Vielfalt der Stadt. Doch auch in Wien gibt es negative Erlebnisse:

„Also da hat oft einmal ein inländischer Taxifahrer ungefragt – das ist mir sehr häufig passiert, ich weiß, das ist aber empirisch nicht korrekt, und wahrscheinlich hatte ich nur Pech: [...] Und in dem Moment, wo’s ein inländischer Taxifahrer war, da hätte ich meine Uhr danach stellen können, da kam irgendwie fünf Minuten nach Beginn der Fahrt das Thema ‚Tschuschen‘ und ‚lauter Tschuschen‘, und ‚alle können nicht Autofahren‘. Da hab ich dann gesagt, könnten sie rechts raus fahren, ich will mir das nicht anhören, weil ich

bin einer, und geht das, dass ich jetzt aussteige. [...] Ja: ‚Sie san jo ka Tschusch‘. Weil, ich weiß nicht, ich trage kein Kopftuch, ich spreche nicht mit Akzent, ich bin ja quasi wie er.“ (INT 2: 6)

Häufig war sie mit Xenophobie konfrontiert, die aber, wie sie sagt, in „eleganter Verkleidung“ auftrat:

„Dass die Xenophobie, die mich trifft, eine perfidere weil eleganter verpackte Form ist. Also sinngemäß: Ich hab ja nix gegen Ausländer, aber ...[...] Wenn ich jetzt nicht Ex-Jugoslawin wäre, sondern Französin, Amerikanerin oder Italienerin – natürlich wäre es etwas anderes. Immer wieder. Und auch die ganz feinen Herrschaften, zum Thema die elegante Xenophobie, man gönnt sich ja sonst nix, sagen: ‚Du bist Serbin, sehr interessant, meine Putzfrau auch.‘ Sie kennen dann mich, wenn sie am Schreiberweg oben wohnen, und die einzige andere Serbin, die in ihrer Welt statt findet, ist ihre Putzfrau.“ (INT 2: 16)

Derartigen Aussagen versucht sie mit Humor zu begegnen. Ihre Herkunft wurde vor allem wieder ein Thema, als die Kriege in Jugoslawien ausbrachen. Einfach zu sagen, man sei Jugoslawin, reichte dann nicht mehr, die Leute wollten es genauer wissen. Gerade mit Serbien verbinde man aber nach all diesen Ereignissen und den Medienberichten eher Negatives, und unter dieser einseitigen Betrachtungsweise und diesen Vorurteilen leidet Dodo: *„Der Serbe kommt mit dem Messer zwischen den Zähnen auf die Welt. Punkt.“ (INT 2: 30)* Interessanterweise findet man vergleichbare Aussagen auch in Jovanovićs Diplomarbeit *„Erfolgreiche Töchter – Weltbilder und Karrieren in der ‚Zweiten Generation‘“ (2006)*, in der die Autorin ethnographische Fallstudien zu serbischen und kroatischen Frauen in Wien präsentiert. Die Autorin zitiert hier etwa ihre serbische Interviewpartnerin Maja, die ebenso unter diesen Vorurteilen leidet: *„[...] wir gelten als negatives Volk; ich denke, es wird lange dauern, damit sie uns positiv einschätzen.“ (Jovanović 2006: 114)*

8. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Auch die Verbindung zu ihrem Herkunftsland ist ein großer Schwerpunkt im Interview mit Dodo Rošćić. Schon als Jugendliche war sie fasziniert von der Belgrader Jugendkultur. Sie war oft und gerne in Belgrad, und sie hatte Sehnsucht nach der Verwandtschaft, die sie in Österreich nicht hatte. Noch heute kann sich „nach Hause fahren“ auf Belgrad oder auf Österreich beziehen. Früher war dieser Spagat für sie seltsam: In Österreich galt sie als Jugendliche als die „Laute“, in Belgrad galt sie eher als die „Schüchterne“.

Sie spricht in diesem Zusammenhang auch von einer „merkwürdigen, diffusen Dauerunzugehörigkeit“ (INT 2: 8). Sie illustriert das anhand eines Beispiels, als sie eines Morgens am Weg ins Büro von serbischen Arbeitern beobachtet wurde:

„Und die haben aber in ihrer – und was sie nicht wussten: meiner – Muttersprache detailreich besprochen, was ihnen jetzt zu mir einfällt. Nicht damit rechnend, dass ich das verstehe. Und ich hab so einen Alice-Schwarzer-Gedächtnisauszucker dort hingelegt, auf der offenen Straße, dass ich sie so angebrüllt habe. Und das war lustig, so in Krisensituationen, ich konnte mich an die wüstesten Beschimpfungen so gut erinnern, die ich jemals in meiner Muttersprache gehört habe.“ (INT 2: 7)

Auf den ersten Blick sei es also nicht sichtbar, wo sie dazugehöre: Die serbischen Arbeiter kamen nicht auf die Idee, dass sie sie verstehen könnte. Ebenso sei sie aber nicht hundertprozentige Österreicherin.

Außerdem, und das ist für sie ein sehr wesentlicher Faktor, sieht sie sich als Migrantin, der ihr Herkunftsland abhanden gekommen ist. Durch die Kriege und den Zerfall Jugoslawiens gibt es das Land, in dem sie geboren wurde, so nicht mehr. Dennoch sieht sie sich eigentlich als Jugoslawin:

„Und ich bin aber echte Jugoslawin, und ich hab noch heute Gaumenzäpfchenprellung, wenn ich Serbin sagen soll. Erstens, weil das Land, in dem ich geboren wurde, Jugoslawien geheißen hat. [...] Aber ich möchte erstens beweisen, dass Nationalismus kein Automatismus ist, und dass es auch andere Reaktionen gibt von zivilisierten Menschen. Punkt eins. Punkt zwei: Es ist ein Faktum, ich bin in dem Land geboren, Ende der Durchsage. Und auch entstamme ich einer quasi panjugoslawischen Familie. Ich bin in Belgrad geboren, und wenn ich meinen Mund aufme auf Serbokroatisch, dann hört man, dass ich in Belgrad geboren wurde, und dort sozialisiert wurde.“ (INT 2: 8)

Mittlerweile ist sie bereit, zu sagen, das Land heißt Serbien, denn: „Quasi man kann nicht die politische Landkarte ignorieren.“ (INT 2: 12) Aber gefühlsmäßig würde sie sich lieber als Jugoslawin bezeichnen. Auch hier findet sich Vergleichbares in Jovanovićs Diplomarbeit (2006). So sagt zum Beispiel deren Interviewpartnerin Milena: „Ich bin auch heute noch Jugoslawin – ich sage sicher nicht, ich bin eine Serbin; ich sage, ich bin Jugoslawin, weil anders kenne ich es nicht und anders ist es für mich auch nicht.“ (Jovanović 2006: 69)

Ihre ehemalige Herkunft ist ein sehr wichtiges Thema. Es beschäftigt Dodo sehr, dass sich in der Gesellschaft ihres Herkunftslandes durch die Jahre des Krieges enorm viel verändert hat. Kriminalität war oft der einfachste Weg, an Geld zu kommen. Immer wieder kommt sie darauf

zurück, dass die Kriminalität und damit einhergehend auch das Frauenbild problematisch geworden sind.

„Dass quasi das, was sozial anerkannt, das Erfolgreiche, also das Erstrebenswerte für die nächste Generation, war das Kriminal. Da gibt es auch tolle Bücher drüber, ich fürchte nur, keines davon wurde übersetzt. ‚Das Kriminal das Serbien verändert hat‘ ist ein tolles Buch. Und diese Kriminellen haben einen gewissen Frauentyp, und zwar nicht die, die Shakespeare zitieren konnten. Ist eh klar. Überraschenderweise.“ (INT 2: 36)

Sie vermisst ihre sozusagen „verlorene“ Heimat, und ihre Taktik, damit umzugehen, war, das dauernde Heimweh in sich zu integrieren, um nicht dauernd darunter zu leiden, nicht dort sein zu können. Manches aus ihrer ehemaligen Heimat hat sie auch in ihren Alltag integriert: So hört sie gerne Yu-Pop: eine Musikrichtung aus Jugoslawien aus den 70er- und 80er-Jahren.

Sehr schwierig war für sie die Zeit des Krieges, wo sie große Angst hatte um ihre Verwandten in Belgrad. Gemeinsam mit ihren Eltern organisierte sie es, dass sie mit einem voll beladenen Auto ins Kriegsgebiet fahren, und ihren Angehörigen Lebensmittel, Kleidung und Medikamente bringen konnte.

8. 8. Zukunftsentwürfe

Derzeit ist Dodo mit ihrem Job zufrieden, insofern äußert sie zum Interviewzeitpunkt keine bestimmten Pläne für die berufliche Zukunft. Sie fühlt sich außerdem in Wien sehr wohl, da es hier auch zahlreiche Verbindungen zu ihrer ehemaligen Heimat gibt:

„Ich kann am Brunnenmarkt meine Sarma einkaufen gehen wenn ich es mag, und so weiter. Also man hat quasi die Sarma-Dealer, und den Dealer mit dem guten Käse aus Südserbien. Und am Naschmarkt gibt's dann ein Fleisch das so ist wie bei uns. Der eine, der hat die guten Paprika, weißt eh, die länglichen, die ein bisschen scharf sind. Das heißt, auch hier, durch die Globalisierung, hat man diese Vorteile. Nämlich die Welt ist eine kleinere geworden, und Belgrad ist viel näher gerückt.“ (INT 2: 44)

8. 9. Selbsteinschätzung der Situation

Ihren Eltern ist Dodo sehr dankbar, dass sie diesen in ihren Augen sehr mutigen Schritt gewagt haben, nach Österreich zu gehen. Außerdem ist sie sehr froh darüber, dank ihnen beide Sprachen perfekt erlernt zu haben. Grundsätzlich meint sie, dass ihr vor allem ihre Eltern ein gutes Fundament geboten haben, auf dem sie wiederum aufbauen konnte. In erster Linie bezeichnet sie es somit als „Glück“, erfolgreich geworden zu sein.

Sie meint, dass sich Erfolg oft fortschreibt – allerdings unabhängig von der Herkunft. Außerdem strebe man meist danach, sich zumindest so viel zu erarbeiten, wie die Eltern hatten: „Und dann glaube ich auch noch, so quasi der Generationenvertrag, der sagt, ich will aber noch mehr bieten, als ich hatte. Der jeweils neuen Generation.“ (INT 2: 42)

Sich hier in Österreich einer ethnischen Gruppe anzuschließen, und sich nur in diesen Kreisen zu bewegen, war für ihre Familie keine Option. Sie erklärt sich derartige Phänomene aus einer gewissen Nostalgie der Menschen heraus, ebenso hänge es mit der Ausbildung und den (finanziellen) Möglichkeiten der Freizeitgestaltung zusammen:

„Da gibt's die Reaktion, dass man sich verklüngelt, so Brunnenmarkt-mäßig klüngelt, und dann nur noch mit Seinesgleichen zu tun hat. Das lag aber sowohl meinen Eltern, als auch mir absolut fern. Nur wenn jemand den gleichen Reisepass hat, war das kein Anlass mit dem jetzt über Gebühr Zeit zu verbringen. Wenn du und ich jetzt nach Australien ziehen, werden wir dort jetzt auch nicht nur mit irgendwelchen Österreichern reden, mit denen wir hier nicht einmal ‚Guten Tag‘ sagen würden. Das machen viele Menschen aber aus dieser ganzen Nostalgie heraus, auch das halte ich mehr für ein soziales Phänomen, als für ein, wie sagt man, Schichtenphänomen.“ (INT 2: 3-4)

8. 10. Zusammenfassung

♦ Dodo gehört zwar einer der großen Zuwandererminderheiten in Österreich an, ihre Eltern kamen aber nicht als Gastarbeiter nach Österreich, sondern als hoch angesehen Ärzte, die hier gebraucht wurden. Den Anschluss an eine ethnische Gruppe gab es nicht, Dodo kannte als Jugendliche praktisch keine anderen Migranten in Linz. Sie wuchs mit österreichischen Freunden auf. Finanziell und bildungsmäßig hatte ihre Familie ein solides Fundament, auf dem sie aufbauen konnte. Immer wieder in ihrem Leben macht sie aber die Erfahrung, dass es Xenophobie in der Gesellschaft gibt – und dass es auch einen Unterschied macht, aus welchem Land man kommt: So hat man es als Serbin schwerer als zum Beispiel als Italienerin. Immer wieder kommt dieses Thema zwischen den Zeilen zur Sprache: Dass sich andere Familien genierten, Serbokroatisch zu sprechen. Oder dass andere Menschen mit „Serbin“ eher „Putzfrau“ assoziieren. Oder auch dass sie von den Menschen Dankesbriefe dafür erhielt, dass sie sich im Fernsehen Serbokroatisch sprechen getraut hatte, und sich für ihre Herkunft nicht „geniert“ hatte. Hier bestätigt es sich also, dass unterschiedliche Gruppen unterschiedlich (positiver oder negativer) wahrgenommen werden (vgl. 1. 1. und 1. 2.). Wie sie selbst sagt, gab es daher auch bei der Familie Rošćić in der Wahrnehmung der anderen Menschen einen Widerspruch zwischen der Herkunft und der sozialen Stellung der Eltern.

♦ Da sie gebildet (Gymnasium und Universität) und in Österreich integriert ist, unterscheidet sich ihr Karriereweg insofern nicht von dem einer Frau, die in Österreich geboren wurde. Sie selbst sagt, im Prinzip wuchs sie auf, wie auch andere Ärzte-Kinder in Linz aufwuchsen. Im ORF war ihre Herkunft weder ein Problem noch ein Thema. Sie studierte sehr engagiert, und auch im Job mag sie den Druck, oft viel und hart arbeiten zu müssen.

♦ Dodos Eltern stiegen in einer hohen Position am österreichischen Arbeitsmarkt ein und lebten sich folglich auch rasch ein. Auch sonst gab es für sie, die ja der Zweiten Generation angehört, keine Probleme mit unterschiedlichen Werten der Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft. Sie kannte in Linz praktisch keine anderen Migranten, sie wurde hier sozialisiert, und sie wuchs mit österreichischen Kindern und Jugendlichen auf. Wichtig ist das Thema ihrer Herkunft für Dodo trotzdem, und es war für sie manchmal schwierig, sich nirgends hundertprozentig zugehörig zu fühlen. Auch hatte sie Heimweh nach einem Herkunftsland, das in ihrem Fall so wie früher nicht mehr existiert.

♦ Die Eltern von Dodo arbeiteten beide in guten Positionen, und insofern waren sie in Österreich von Beginn an nicht in einer prekären Lebenssituation gefangen. Daher war Dodos Schulerfolg nicht durch eine schwierige Familiensituation o. ä. beeinträchtigt – im Gegenteil legten ihre selbst sehr gebildeten Eltern Wert auf eine gute Ausbildung an Schule und Universität, und unterstützten sie dabei. Ebenso war es wichtig, dass die Kinder beide Sprachen perfekt lernen. Dodo erklärt das auch damit, dass ihre Eltern sozial angesehen waren, und sich für ihre Muttersprache nicht „schämen“ mussten, wie es vielleicht andere Menschen empfanden.

9. EFGANI

9. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Dipl. Soz. Efgani Dönmez wurde am 30. Oktober 1976 in der Türkei, in Kangal, geboren. Im Alter von drei Monaten kam er nach Österreich. Er hat einen Bruder, der ein Jahr jünger ist. Er wuchs in Oberösterreich im Bezirk Gmunden auf. Nach einer Lehre machte er die Studienberechtigungsprüfung und absolvierte mehrere Universitätslehrgänge. Unter anderem arbeitete er als Sozialarbeiter und betreute Migranten. Im April 2008 wurde er als Abgeordneter zum Bundesrat entsandt. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er 32 Jahre alt und lebt in Linz.

Das Gespräch (INT 5) mit Efgani Dönmez wurde am 16. Februar 2009 in einem Lokal in Wien aufgezeichnet. Als Politiker ist er daran gewöhnt, Interviews zu geben, insofern war die Situation für ihn nicht ungewohnt. Er erzählte klar strukturiert. Dadurch, dass er sich als Sozialarbeiter und auch als Politiker mit dem Thema Migration befasst, sprach er im Interview auch sehr viel über Migration und die damit verbundenen Probleme im Allgemeinen.

9. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Efganis Vater kam in den 70er-Jahren als Gastarbeiter mit der Hoffnung auf eine bessere, wirtschaftliche Situation aus der Türkei nach Österreich. Im Alter von drei Monaten zog Efgani mit seiner Mutter ebenfalls nach Österreich. Der Vater arbeitete im Baugewerbe als Hilfsarbeiter, die Mutter als Reinigungskraft. Sie waren die erste Migrantenfamilie im oberösterreichischen Gmunden, insofern ergab sich auch kein Leben in einer ethnischen Gruppe, sondern unter anderen Österreichern.

Wie viele andere Menschen hatten Efganis Eltern in der Türkei selbst nicht die Möglichkeit gehabt, eine gute Ausbildung zu machen, sie machten beide den Volksschulabschluss. Zum Vergleich: Mitte der 70er-Jahre hatten etwa 25 % der Menschen in ländlichen Regionen der Türkei nicht die Möglichkeit, weite Ausbildungen zu besuchen. (siehe 5. 5.) Bildung erachteten die Eltern aber als wichtig, und in Österreich legten die sie darauf Wert, dass die Söhne mehr Möglichkeiten haben, und diese auch nützen. Sie wehrten sich etwa dagegen, ihre Kinder in eine Sonderschule zu geben. Efgani musste sich seine Ausbildungen aber selbst finanzieren.

Efgani wuchs unter österreichischen Freunden auf. Das war für die Eltern kein Problem. In den Jugendjahren wurde die Beziehung zum Elternhaus aber schwierig: Sein Vater war mit Efganis slowakischstämmigen Freundin nicht einverstanden:

„Er wollte halt lieber eine Türkischstämmige, und eine Fremde kommt ihm nicht ins Haus, und so. Und ich hab natürlich gesagt: Na sicher nicht. Ich lass mir das von dir nicht sagen. Und das war dann sozusagen immer ein Kampf zwischen meinem Vater und mir. [...] Aber das war schon ein Thema, ja. Und so geht's auch vielen Jugendlichen, die ich kenne. Dass sie einerseits sozusagen gern eine Freundin hätten, eine österreichische oder türkische oder so. Aber das Elternhaus dagegen ist. Und die einem enormen Druck ausgesetzt sind.“
(INT 5: 17)

Es kam zu keinem Bruch mit dem Elternhaus, aber das Verhältnis litt darunter, und mit 18 Jahren zog Efgani von zu Hause aus, um ein eigenes Leben führen zu können. Er stand also schon relativ früh auf eigenen Beinen, und er organisierte sich seine weiteren Ausbildungen selbst.

9. 3. Spracherwerb

Das Erlernen der deutschen Sprache hat sich bei ihm, wie er selbst sagt, einfach „so ergeben“ (INT 5: 11). Schon dadurch, dass sie als einzige Migrantenfamilie in ihrer Region lebten, gab es kaum Möglichkeiten, mit anderen Menschen Türkisch zu sprechen. In Efganis Familie sprachen die beiden Brüder untereinander immer schon Deutsch, mit den Eltern sprechen sie bis heute Türkisch. Im Kindergarten, in der Schule, und mit Freunden war es für ihn ganz selbstverständlich, Deutsch zu sprechen. Es gab hier also keinen Druck vom Elternhaus, innerhalb der Familie (oder auch außerhalb) nur Türkisch zu sprechen, wie es mein anderer Interviewpartner mit türkischen Wurzeln erlebte (siehe Kapitel 10. 2. und 10. 3.).

Efgani spricht Deutsch besser als Türkisch. Deutsch spricht er akzentfrei – beruflich spricht er Hochdeutsch, privat klingt er wie ein Oberösterreicher. Er tut sich leichter, wenn er Texte auf Deutsch als auf Türkisch liest. Er kann sich auf Türkisch zwar problemlos verständigen – ginge es um Fachgrammatik, müsste er aber entsprechende Nachschlagewerke zu Rate ziehen: „Denn ich hab keinen Türkischunterricht bekommen, also nur sehr kurz. Ich hab zwar kurz einen Türkischunterricht bekommen, der aber letztendlich in einen Religionsunterricht übergegangen ist, und ich mich dann abgemeldet habe.“ (INT 5: 24) In dem Zusammenhang weist er auch Theorien zurück, wonach man die Erstsprache perfekt beherrschen müsse, um die zweite Sprache gut zu erlernen (siehe Kapitel 5. 6.). Wobei hier wiederum zu berücksichtigen

wäre, dass seine Türkischkenntnisse doch vergleichsweise gut sein dürften. (Da ich selbst nicht Türkisch spreche, kann ich das nicht beurteilen.)

9. 4. Bildung

Efgani erlebte selbst den häufig geschilderten Fall (siehe Kapitel 5. 5.), dass ihn die Lehrer als Migrantenkind in eine Sonderschule stecken wollten:

„Als es so weit war, in die Schule einzutreten, hat man meiner Mutter nahe gelegt, dass sie mich in die Sonderschule einschreiben soll. Und meine Mutter hat sich sehr gefreut. Weil wenn man Sonderschule wortwörtlich übersetzt ins Türkische, dann heißt das özelokul, und özelokul hat im Türkischen eher eine Bedeutung von: so eine Art Begabenschule. Sie hat sich irrsinnig gefreut, bis ihr das jemand ausgedeutet hat, was das für eine Schule ist. Und dann hat sich damals meine Mutter mit Händen und Füßen, weil sie die Sprache ja nicht so gut gekonnt hat, dagegen gestemmt, dass ich in diese Sonderschule geschickt werde.“ (INT 5: 1)

Efgani erzählt diese Begebenheit gleich zu Beginn des Interviews, da ihm klar ist, dass unter diesen Umständen in seinem Leben vieles anders verlaufen wäre:

„Und was ich mit dieser Geschichte erzählen will, ist: Wenn ich damals in diese Schule geschickt worden wäre, dann kann ich dir mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, dass ich heute nicht in dieser Funktion, die ich bekleide, wäre. Und den Ausbildungsstand, den ich habe, würde ich nicht vorweisen können.“ (ebd.)

Seine Eltern schafften es also, dass er die Hauptschule besuchen konnte. Danach bewarb er sich an der HTL, dort bekam er aber keinen Platz, es folgten also das Polytechnikum und eine Doppellehre als Gas-, Wasser- und Zentralheizungstechniker.

Nach einiger Zeit kam aber der Wunsch, mehr zu erreichen. Er übersiedelte nach Linz und machte berufsbegleitend die Studienberechtigungsprüfung. Ende der 90er-Jahre erhielt er die österreichische Staatsbürgerschaft, und daher wurde der Zivildienst fällig. Das bezeichnet er als Wendepunkt in seinem Leben, wo er von der Technik in den Sozialbereich ging. Er belegte mehrere Lehrgänge an der Johannes-Kepler-Universität in Linz und absolvierte von 2000 bis 2004 auch ein Studium an der Landesakademie für Sozialarbeit in Linz. Weiters bewarb er sich 2008 für ein Stipendium für einen Lehrgang für Konfliktmanagement und Mediation an der Kepler-Universität, das er auch bekam. Das studierte er zum Zeitpunkt des Interviews berufsbegleitend.

Seine Ausbildung war ihm wichtig, er lernte und arbeitete viel, und er nahm dafür viel in Kauf.

„Es war ein sehr schwieriger Weg, es war nicht einfach. Sehr viele Entbehrungen, man ist daheim, wenn andere fortgegangen sind. Oder schon Autos gehabt haben, oder auf Urlaub gefahren sind. Da hab ich das nicht gehabt, sondern sozusagen zurückstecken müssen.“ (INT 5: 4)

9. 5. Berufslaufbahn

Wie oben (siehe 9. 4.) erwähnt, arbeitete Efgani zuerst als Installateur, und danach wurde er als Zivildienstler der Volkshilfe zugewiesen, wo er Migranten betreute. Er bemerkte, mit welchen Schwierigkeiten die Menschen konfrontiert sind. Er versuchte zu helfen, stieß dabei aber bald an seine Grenzen.

„Und hab damals hautnah miterlebt, was für Probleme die Menschen haben. Wie es ihnen geht. Wo die Probleme liegen. [...] Das heißt, die Leute haben kein Dach über dem Kopf gehabt, die waren nicht versichert, keine finanzielle Unterstützung, also das war eine sehr prekäre Situation.“ (INT 5: 2)

Auch nach dem Zivildienst blieb er bei der Volkshilfe. Unter anderem betreute er dort zuerst minderjährige Migranten, danach leitete er drei Jugendwohnhäuser. Außerdem begann er 2006 als Lektor an einer Fachhochschule für Sozialarbeit.

Gleichzeitig suchte er noch nach einem anderen Weg, sich für Migranten zu engagieren. Über einen Freund nahm er in Folge Kontakt auf zu Gunther Trübswasser, einem oberösterreichischen Landtagsabgeordneten der Grünen. Über diesen Kontakt ist er langsam in die Partei hineingewachsen. Zwei Jahre lang war er im Vorstand der Linzer Grünen tätig, ebenso war er im Vorstand der Bildungswerkstatt der Grünen. Im April 2008 ist er schließlich zum Bundesrat entsandt worden. Er kam über die Ersatzliste hinein, da ein anderer Politiker sein Amt niederlegte. Als Bundesrat ließ er sich in seinem Beruf als Sozialarbeiter karenzieren.

Er arbeitete also in mehreren Bereichen für und mit Migranten, und sein Engagement lässt sich auch aus seiner eigenen Lebensgeschichte erklären:

„Das heißt, ich hab einen Zugang zur Thematik Migration, Integration – einerseits auf Grund meiner persönlichen Biographie, zweitens auch durch meine Ausbildung, ich habe mich in meinem Sozialarbeitsstudium genau auf diesen Bereich spezialisiert, und hab über das hinaus noch Fortbildungen gemacht.“ (INT 5: 3)

Er legte immer Wert darauf, viel Leistung zu erbringen. Wiewohl er auch erklärt, dass man sich als Mensch mit Migrationshintergrund mehr anstrengen muss, um zumindest als gleichwertig wahrgenommen zu werden.

9. 6. Diskriminierung

Auch Efgani erlebte es – vor allem als Kind und Jugendlicher – einige Male, wie es ist, in einem Land „anders“ zu sein. Als Kind wurde er einmal verdächtigt, eine Geldbörse aus der Garderobe eines Turnsaals gestohlen zu haben. Als Täter stellte sich schließlich ein österreichischer Jugendlicher aus der Nachbarschaft heraus. Auch bei Kontakten mit Behörden hat er damals negative Erfahrungen gemacht.

Als Jugendlicher war er in Gmunden sogar einmal in eine handfeste Auseinandersetzung verwickelt, von der er zwei Narben am Arm davongetragen hat:

„Da war eine sehr aktive Rechtsextremistenszene, und die haben sich in gewissen Lokalen getroffen. [...] Die haben mich angegriffen, aber ohne – wirklich – jeglichen Grund. Ich bin zum Beispiel mit meinem Bruder im Lokal gesessen, und da sind so vier, fünf Skinheads rein gekommen. Und die haben sich an den Tisch hinter uns gesetzt. Und ich bin da mit meinem Glas gesessen und hab was getrunken, und mein Bruder ist neben mir gesessen. Und die haben von hinten immer blöd hergemeldet. Irgendwelche Sprüche gesagt. Und ich hab mich umgedreht, und hab den angelächelt, ja? Und der ist dann aufgestanden, und hat meinen Kopf gegen den Tisch geschlagen, und das Glas ist dabei umgefallen und zu Bruch gegangen. Und ich bin irgendwie abgerutscht und hab mir diese Schnittverletzungen zugezogen, und hab dann mich natürlich auch verteidigt. Und hab dann schleunigst fluchtartig das Lokal verlassen, weil wir nur zu zweit waren, und die waren zu viert, zu fünft. Und ich bin dann genäht worden.“ (INT 5: 19)

Als Erwachsener ist er mit derartigen Dingen nicht mehr konfrontiert worden. In seinem Job bekommt er aber wieder mit, dass Gewalt unter Jugendlichen ein bedeutendes Problem ist: Das bezieht sich aber nicht nur auf rechtsextreme Täter – auch Jugendliche mit Migrationshintergrund üben beispielsweise untereinander Gewalt aus. Auch hier bringt er eine Erklärung aus seinen beruflichen Erfahrungen mit ein: Es handle sich dabei nicht um spezielles Problem von Rechtsextremen oder Migranten, sondern um ein vielschichtiges, teilweise soziales, Problem:

„Die Eltern [meist Alleinerzieher, Anm.] sind einem ökonomischen Druck ausgesetzt, und müssen arbeiten. Die Kinder sitzen entweder vorm Fernseher, vorm Computer, oder hängen in den Parks herum. [...] Und dann natürlich die Schwierigkeiten mit der Schule. Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt. Also die Jugendlichen heutzutage sind glaub ich einem viel höheren Druck ausgesetzt, als wir damals.“ (INT 5: 20)

9. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Efgani ist in Österreich aufgewachsen, und bezeichnet es auch dezidiert als seine Heimat. Ebenso betrachtet er aber auch die Türkei als seine Heimat, obwohl er insgesamt nicht einmal

ein ganzes Jahr dort verbracht hat. Vor allem emotional fühlt er sich der Türkei und der türkischen Kultur verbunden. Er ist aber selten in der Türkei: Unter anderem auch, weil seine ganze Familie über die ganze Türkei und bis nach Nordzypern verstreut ist, und es schwierig wäre, während eines Urlaubs alle zu besuchen.

Grundsätzlich sieht er sich als reicher Mensch, der zwei Heimaten hat: Er spricht zwei Sprachen, kann sich in beiden Ländern mit den Menschen verständigen, und in beiden Kulturen gibt es Aspekte, die er schätzt. Ebenso gibt es in beiden Kulturen Dinge, die er ablehnt. Wie er immer wieder während des Gesprächs betont, ist es für ihn wichtig, das Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen, und nicht das Trennende:

„Und es ist egal, ob eine türkische Mutter, eine kurdische Mutter, oder eine armenische Mutter oder eine israelische Mutter ihr Kind verliert, weil es von einer Bombe zerfetzt worden ist – die fühlen das gleiche. Und das müssen wir betonen. Und da braucht es Leute – sei es jetzt in der Religionsgemeinschaft, oder auch in der Politik, oder auch als Lehrer und Lehrerinnen – die genau diese Sachen in den Vordergrund rücken. [...] Die nicht einen Keil hineintreiben. Und die nicht versuchen, Angst zu verbreiten.“ (INT 5: 22)

Er zeichnet mehrmals während des Gesprächs das Idealbild von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, die voneinander lernen sollten. Verschiedene Herkunftsländer bezeichnet er als etwas Positives, das man als wichtige Ressource in der Gesellschaft nutzen soll. Das beginne schon in der Schule, wo man Schüler mit Migrationshintergrund als Problem, aber nicht als Ressource sieht, die mindestens zwei Sprachen sprechen.

Was er ablehnt, ist die Generalisierung, mir der über manche Zuwanderergruppen gesprochen wird (siehe Kapitel 1. 1. sowie 2. 4. 1.). Menschen aus der Türkei können je nach Religion, Kultur, politischer Orientierung, etc. sehr unterschiedlich sein:

„Es gibt nicht ,die' Türken. Genauso wie es nicht ,den' Österreicher gibt. [...] Das Problem bei den Türkischstämmigen hier in Österreich ist eben gerade, dass Leute mit niedrigen Qualifikationen, also mit fast kaum vorhandenem Bildungsniveau, nach Österreich angeworben worden sind. Dass sich die Leute weder hier angepasst haben, noch in der Türkei. Wenn die zurückgehen würden, die wären dort drüben genauso verloren, weil sie den Wandel nicht mitgemacht haben. [...] Und das ist auch das, warum grade die Türkischstämmigen in Österreich ein sehr niedriges Ansehen haben.“ (INT 5: 15)

9. 8. Zukunftsentwürfe

Während des Interviews beschreibt Efgani mehrere Möglichkeiten für seine berufliche Zukunft: Ihm stehen zu diesem Zeitpunkt Landtagswahlen in Oberösterreich bevor, und falls

die für ihn gut ausgehen, plant er, erneut für den Bundesrat zu kandidieren. Ansonsten sieht er vier Alternativen: Eine Vollzeitprofessur an einer Fachhochschule, eine Rückkehr in den Sozialbereich, eine selbstständige Arbeit als Mediator und Konfliktmanager, oder eine Rückkehr in den Beruf als Installateur. Sein Wunsch wäre aber, sich weiter politisch zu engagieren.

9. 9. Selbsteinschätzung der Situation

Er weiß um die vielen Schwierigkeiten, die Migranten in Österreich haben, auch bezüglich des sozialen Aufstiegs. Dass er selbst einen beruflichen Aufstieg schaffte, nennt er eine Verquickung glücklicher Umstände:

„Also meinen Eltern war Bildung immer wichtig, auch wenn sie selber nicht die Möglichkeiten gehabt haben. [...] Und wir haben immer Nachbarn gehabt, die uns unterstützt haben, beim Lernen. Ich hab Freunde gehabt, mit denen ich gemeinsam gelernt hab. Und wir waren ja die einzige Migrantenfamilie in der Gegend, also eine der wenigen. Und der Freundeskreis spielt eine Rolle. Zum Beispiel meine Freundin damals, die hat dann Jus studiert. Und dann hab ich gesagt: Na dann mach ich auch was. Sie ist nach Linz gegangen, um zu studieren, und dann hab ich gesagt, na dann mach ich die Studienberechtigungsprüfung.“ (INT 5: 26)

Er will mit diesem Beispiel zeigen, dass man zur richtigen Zeit auch die richtigen Leute kennen muss, die einem eine Chance geben. Insofern spielen (neben Glück) auch Netzwerke eine wichtige Rolle. Erfolg will er nicht im engeren Sinne definieren, es komme immer darauf an, von welchem Level man ausgehe: *„Und wenn ich mir anschau, meine eigene, persönliche Biographie, woher ich komme, woher meine Eltern sind, was ich gemacht hab, und wo ich jetzt bin, dann ist das für mich persönlich ein wahnsinniger Erfolg.“* (ebd.) Wichtig für Einwanderer findet er gute Deutschkenntnisse und eine gute Ausbildung. Vor allem die Sprache betrachtet er als Fundament, um sich in einem Land zurechtzufinden, und um mehr Möglichkeiten zu haben.

Insofern ist Efgani dafür, Zuwanderer beim Erlernen der Sprache zu unterstützen, aber auch zu fordern – und in bestimmten Bereichen ebenso Kritik üben zu dürfen. Auch er selbst äußert sich einige Male während des Interviews kritisch:

„Und all jene, die sich nicht integrieren wollen, die ihren Kindern den Schulzugang verweigern, oder ihren Frauen verbieten, dass sie die Sprache erlernen, oder die Kinder nicht auf Schulausflüge mitschicken, oder nicht am Schwimmunterricht teilnehmen lassen – denen muss man klar und deutlich signalisieren, meines Erachtens nach, und da ist auch in meiner Partei noch sehr viel Handlungsbedarf meiner Meinung nach, dass man denen auch klar

sagt: Leute, mit dieser Denkweise, mit dieser Sichtweise, seid ihr falsch bei uns.“ (INT 5: 14)

9. 10. Zusammenfassung

♦ Efgani gehört als gebürtiger Türke einer der beiden großen Zuwandererminderheiten in Österreich an. In diesem Interview zeigt sich, dass Differenzen innerhalb von Gruppen vernachlässigt werden, und man „die Türken“ fälschlicherweise oft als eine homogene Gruppe wahrnimmt. Efganis Eltern kamen als „Gastarbeiter“ nach Österreich, und hatten „nur“ einen Volksschulabschluss. Zur Abschottung in einer ethnischen Gruppe kam es aber nicht. (Das wäre auch nicht möglich gewesen, da sie die erste türkischstämmige Familie in Gmunden waren.) Außerdem waren die Eltern vergleichsweise offen, legten Wert auf die Schulbildung der Kinder, und unterstützten sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Fremdenfeindlichkeit ist auch in Efganis Biographie ein Thema, einmal wurde er sogar Opfer körperlicher Gewalt.

♦ Die Eltern von Efgani hatten keinen höheren Bildungsabschluss und keine höhere Position am Arbeitsmarkt, das schrieb sich aber in diesem Fall nicht fort. Efgani spricht sehr gut Deutsch, und bezeichnet selbst sowohl Sprachkenntnisse als auch Ausbildungen als wesentlich, um sich berufliche Chancen zu eröffnen. Er wuchs in Österreich auf, wurde hier sozialisiert, hatte daher einen entsprechenden Freundes- und Bekanntenkreis – und auch diese Netzwerke waren wichtig. So kam er unter anderem in die Politik. Efgani war im Beruf und im Studium sehr engagiert, und er hat dafür auf einiges im Privatleben verzichtet. Er empfand es so, dass man als „Ausländer“ 140 % Leistung bringen muss, um zumindest als gleichwertig wahrgenommen zu werden. Dadurch, selbst Migrant zu sein, erklärt sich zum Teil auch sein berufliches Engagement für andere Migranten.

♦ Bei Efgani bemerkte man in der Familie die unterschiedlichen Werte von Herkunfts- und Aufnahmeland. Grundsätzlich kam er mit seinen Eltern als Kind gut aus. Es war für die Eltern auch kein Problem, dass er österreichische Freunde hatte und selbstverständlich Deutsch spricht. Zu Konflikten mit dem Vater kam es aber, als er eine Freundin hatte, die nicht türkischstämmig ist. Das ging so weit, dass er bald aus dem Elternhaus auszog, und auf eigenen Beinen stehen muss. Efgani versucht, seine „beiden Heimaten“ als Vorteil zu betrachten: Aus beiden pickt er sich heraus, was ihm gefällt. Hier ist die ethnische Identität also auch eher Gegenstand freier Wahl. Auch wenn er nicht oft in der Türkei war und ist, hat er eine emotionale Bindung an das Land. Immer wieder betont er, dass es wichtig ist, das Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen.

♦ Efgani hätte es beinahe am eigenen Leib erlebt, in die Sonderschule gesteckt zu werden: Er weiß, dass sein Leben ganz anders verlaufen wäre, hätte er nur einen Sonderschulabschluss. Hier waren aber die Eltern bemüht, sich zu informieren, welche Ausbildungsmöglichkeiten es gibt. Die Umstände in seinem Elternhaus haben seinen Schulerfolg also nicht eingeschränkt. Bildung und Leistung sind wichtig für Efgani, er ist auffällig fleißig, und viel Zeit seines Lebens verbrachte er mit Lernen und Arbeiten.

10. AKIF

10. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Ing. Akif Calhan (eigentlich heißt er mit Nachnamen Çalhan, aber er änderte den Namen in der österreichischen Schreibweise auf Calhan) wurde am 11. Mai 1976 in Tire in der Türkei geboren. Sein Vater ging als Gastarbeiter nach Österreich, und Akif folgte mit seiner Mutter, als er etwa ein Jahr alt war. Er hat zwei jüngere Schwestern. Seit 2004 ist Akif mit Seda verheiratet, sie haben gemeinsam eine dreijährige Tochter namens Talia. Er arbeitet als selbstständiger EDV-Dienstleister. Zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist Akif 33 Jahre alt.

Das Gespräch (INT 3) wurde am 10. Februar 2009 in meiner Wohnung in Wien aufgezeichnet. Das Besondere an diesem Interview war: Akif brachte seine Frau Seda mit. Beide waren sehr erfreut, dass ich Akif als Interviewpartner für meine Diplomarbeit ausgewählt habe, und er so seine Erfahrungen zumindest einer kleinen Öffentlichkeit zugänglich machen kann. Seda ist erst vor kurzem aus der Türkei nach Österreich gezogen, und sie wollte auch ihre Erfahrungen einbringen, wie es ist, in der Türkei und in Österreich zu leben. Da sie noch nicht gut Deutsch spricht, redete sie Türkisch – Akif hat ihre Passagen für mich übersetzt. Es kam so zu einem sehr interessanten und sehr lebendigen Interview. Für Akif war es nicht einfach, über seine Vergangenheit zu sprechen, und wir machten während des Interviews mehrere Pausen.

10. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Akifs Vater ging als „Gastarbeiter“ von der Türkei nach Felixdorf im südlichen Niederösterreich. Im Alter von etwa einem Jahr folgte Akif mit seiner Mutter. Der Vater arbeitete in der Türkei als Apothekerlehrling. Aus wirtschaftlichen Gründen wollte er aber nach Österreich gehen. Hier arbeitete er als Hilfsarbeiter in verschiedenen Unternehmen, die Mutter als Hausfrau. Die Familie lebte unter vielen anderen Migranten, denn Felixdorf war damals berüchtigt für seinen hohen Ausländeranteil:

„Am Anfang war es so, in Felixdorf, wir waren ... derzeit kann man sagen, das war ein Ghetto, ja? Wo alle Türken dort gewohnt haben. Nicht nur Türken, auch welche aus Jugoslawien, also Ex-Jugoslawien, und ein paar Albaner, ja, aber hauptsächlich eher Türken. Und man sagt ja hier, Felixdorf, oder Sollenau, das ist auch das Klein-Istanbul, wo auch sehr viele Türken gelebt haben damals.“ (INT 3: 2)

Akifs Eltern zogen auch deshalb nach Felixdorf, weil vor ihnen schon Verwandte von ihnen dahin gezogen waren. Sein Vater wechselte mehrmals den Arbeitsplatz, was Umzüge (nach

Steinabrückl und Wöllersdorf und wieder zurück nach Felixdorf) für die ganze Familie zur Folge hatte. Das war für Akif problematisch, da er immer wieder die Schule wechseln musste, und seine Freunde verlor.

Die Eltern lebten in Österreich weiterhin praktisch wie in der Türkei. Schon als Kind bemerkt Akif, dass er als Kind von Migranten „anders“ ist und unter anderen Bedingungen lebt – materiell wie kulturell. Er verglich sich mit österreichischen Kindern, und sehnte sich danach, so zu leben, wie sie: Kein eigenes Zimmer zu haben und keine Freunde nach Hause einladen zu können – das vermisste er. Von der wirtschaftlichen Seite her war es in seiner Familie also nicht einfach. Auch sah er, dass in anderen Familien zum Beispiel Schweinefleisch gegessen und Alkohol getrunken wird. Sein Vater wollte ihn zudem dazu bringen, fünf Mal täglich zu beten: Auch das wurde zu einem der zahlreichen Konfliktpunkte in der Familie. Akif befand sich also schon in jungen Jahren in der in Kapitel 4. 3. beschriebenen Kluft, in der sich die Angehörigen der Zweiten Generation manchmal befinden: Er stand zwischen der Ersten Generation, die noch an traditionellen Werten orientiert lebt, und der Aufnahmegesellschaft.

Noch problematischer wurde es für Akif im Teenageralter. Seine Eltern wollten nicht, dass er allzu viel Kontakt zu Österreichern hat, und er litt unter dem Spagat zwischen den beiden Welten:

„Man ist von jeder Seite gezwungen, sich nicht in die Österreicher zu integrieren. Weil die Familie ist wichtig, und du musst in der Familie bleiben, und ja keine Kontakte mit dem Österreicher. [...]Es gab auch so diese Streitigkeiten. Ich bin halt auch ein sehr dickköpfiger Mensch, ja? (lacht). Und dann war ich halt so ein bißl stur. Und natürlich ist es so, dass von der Elternseite her, dass man immer das machen soll, was die sagen. Dass man in die Kulturgemeinde geht, und alles andere darf man nicht machen, so auf die Art. Man fängt langsam an nämlich, Lügen zu erfinden. Ich sag, ich geh in die Kulturgemeinde, und in Wahrheit war ich bei einem Freund, so auf die Art. So langsam, da fangen dann die ganzen Streitereien an. Und ich hab das jahrelang selbst erlebt, ja?“ (INT 3: 17-18)

Es wurde für ihn schwierig, eigene und selbstbewusste Entscheidungen zu treffen. Die Eltern waren autoritär, und familienintern galt, was die Älteren sagen. Die Kinder wurden zu Hause nicht als eigene, entscheidungsfähige Persönlichkeiten respektiert. Es kommt in Folge in seinem Fall zu einer Konkurrenzsituation zwischen Gesellschaft und Familie (siehe 4. 2.). Akif bezeichnete das Verhältnis zu seinen Eltern im Laufe des Gesprächs immer wieder als sehr konfliktträchtig, und als Erwachsener hat er nur noch wenig Kontakt mit ihnen.

An mehreren Punkten des Interviews meldete sich auch Akifs Frau Seda zu Wort, die versuchte, die Umstände in der Türkei zu erklären. Sie sprach auf Türkisch, und Akif übersetzte für mich. Auch Seda erklärte, dass es in der Türkei in manchen Familien das Problem gibt, dass die Kinder, solange sie klein sind, unterdrückt werden: *„Von klein auf wirst du total unterdrückt, aber nachher musst du alles gewinnen, was man gewinnen kann, so auf die Art.“* (INT 3: 13) Zuerst dürften sie demnach kaum selbst etwas entscheiden. Sobald sie erwachsen sind, erwarte man hingegen zu viel von ihnen: Dann sollten sie möglichst viel Geld verdienen und die Familie ernähren. So versuchte Seda, das oft schwierige Verhältnis von Kindern und Eltern in der Türkei zu beschreiben.

10. 3. Spracherwerb

Seine Eltern sprachen mit Akif nur Türkisch. Als kleines Kind spielte er vor allem mit Kindern anderer „Gastarbeiter“, wo die Verständigung noch kein Problem war. Schwierig wurde es im Kindergarten: Seine Kindergartentante wollte von ihm wissen, was er zu Trinken mitbrachte, und er konnte nicht erklären, dass es Limonade sei. Das war sein Schlüsselerlebnis, wo er bemerkte: Er will Deutsch verstehen und sich auch mitteilen können. In der Kindergartenzeit war es ein Problem für ihn, mit den anderen Kindern größtenteils nicht kommunizieren zu können.

Seine Eltern sprachen mit ihm außerdem nicht Türkisch als Hochsprache, sondern einen regionalen Dialekt:

„Das ist auch das Problem, das auch sehr viele Migrationskinder von der Zweiten Generation haben. Weil die können dann nicht gescheit Türkisch, und daher passieren auch sehr viele Fehler, wenn sie die Deutsche Sprache lernen. Dann dauert das viel zu lange, weil ihnen die grammatikalischen Vergleiche fehlen.“ (INT 3: 3)

Auch Akif hatte Schwierigkeiten durch diese Mischungen der Sprachen – ein Problem, mit dem Migrantenkinder häufig konfrontiert sind (siehe 5. 6.). Akif selbst spricht als Erwachsener gut Deutsch, doch einen Akzent hört man, wenn er redet. Bis dahin war es aber ein langer Weg, und als Kind machten ihm seine fehlenden Deutschkenntnisse lange zu schaffen: In der ersten Klasse Volksschule bekam er von seiner Lehrerin in allen Fächern ein „Nicht Genügend“, und er musste die Klasse wiederholen. Als Jugendlicher hatte er weniger Probleme mit der Sprache – da er dann aber von der ganzen Familie am besten Deutsch sprach, musste er sich um vieles kümmern:

„Ich war als großer Bruder ... bin ich zu den Elternsprechtagen [der Schwestern, Anm.] gegangen. Also nicht meine Eltern, sondern ich. Und ich hab mich sozusagen, ich hab mich also nach außen hin als ... so als Elternteil ... da wurde ich automatisch hinversetzt. ‚Du kannst besser Deutsch als wir, mach das für uns‘. So auf die Art. Das ist natürlich für ein Kind oder für einen Teenager schwierig. Und es ist so, dass ich hier von klein auf also gleich in die Elternrolle hineinversetzt wurde.“ (INT 3: 7)

Die Eltern wälzten diese Verantwortung also auf ihn ab. Immer wieder während des Gesprächs kommt er darauf zurück, dass Sprachkenntnisse sehr wichtig sind, und dass man sich nur so in einem Land behaupten kann. Seine Tochter soll daher selbstverständlich mit zwei Sprachen (Deutsch und Türkisch) aufwachsen, und außerdem später eine bilinguale Schule besuchen.

10. 4. Bildung

Wie schon oben in Kapitel 10. 3. erwähnt, machten Akif die schlechten Deutschkenntnisse als Kind zu schaffen, und er musste in der Volksschule ein Jahr wiederholen. Nach der Volksschule besuchte er eine Hauptschule, darauf folgte die HTL in Mödling:

„Ja, das war auch eine sehr schwierige Zeit, auch wegen der Pubertät und so weiter. Ja, diese Kriege mit dem Vater und so weiter (lacht). Wir haben uns ziemlich schlecht verstanden damals, na ja, es ist auch schwierig gewesen. Ich kann auch ihn verstehen. Er hat auch hier ziemlich schlechte Zeiten gehabt. Und er musste natürlich die Familie auch ernähren, und da fehlt natürlich immer der Hintergrund, die Hilfe. Ich meine, er hat uns in der Schule nämlich nie geholfen, also die Eltern. Wir mussten alle uns selbst helfen.“ (INT 3: 7)

Mehrmals erzählt er im Interview, dass ihn seine Eltern nicht unterstützt hätten: weder beim Sprachenlernen, noch in der Schule, noch nachher im Berufsleben. Das ist ein sehr prägendes Thema für ihn. Vor allem in der Schulzeit bereitete ihm dieser Umstand Probleme. Bildung hatte für die Eltern keinen so hohen Stellenwert wie für ihn – wie auch in anderen Familien herrschte eher die Meinung, die Kinder sollen Geld verdienen (siehe 5.5.):

„Von den Eltern hab ich natürlich keine Unterstützung gehabt und so. Mach es halt, oder mach es nicht. Weil die meisten Kinder aus Migrationsfamilien, die haben Schulbesuch und so was nicht forciert. Eher so auf die Art: Lerne schnell, also, lerne nicht so viel, und geh einfach ... also mach einfach schnell eine Lehre oder einen Beruf, damit du auch die Familie ein bisschen miternährst. Ja, das war bei den türkischen Familien da dieser Hintergrund. Weil die meisten Familien kommen ja auch wegen dem Geld.“ (INT 3: 8)

Akif litt als Jugendlicher an den Konflikten mit dem Elternhaus, was auch seinen Schulerfolg beeinträchtigte. Zusätzlich fehlte er wegen einer Verletzung in einem Schuljahr vier Monate lang im Unterricht, und er musste das zweite Jahr der HTL wiederholen. Schließlich schloss er

1997 die HTL ab, und zwar in Form einer Fachschule, ohne Matura. Nach dieser schwierigen Schulzeit hatte er vorerst genug vom Lernen. Dahinter stand auch der Wunsch, eigenes Geld zu verdienen, um von der Familie weitgehend unabhängig leben zu können.

Nach einiger Zeit, als er schon berufstätig war, kam aber der Wunsch, mehr zu lernen. Seine Eltern waren nicht dafür, aber er holte die Matura im zweiten Bildungsweg an einer Abendschule nach. Er wollte sich unbedingt weiterbilden, und wahrscheinlich waren in seinem Fall die schwierigen Verhältnisse, aus denen er kam, ein Ansporn dazu (siehe 5. 5.): *„Ich möchte nicht das bleiben, was ich bisher gemacht habe. Weil die Zeit, die ich als Kind erlebt habe, die schwierige Zeit, wollte ich wahrscheinlich damit kompensieren, ich weiß es nicht.“* (INT 3: 22)

Auch zum Thema Bildung meldete sich Seda zu Wort. Seda erzählte, dass sie, obwohl sie in einer wohlhabenden Familie aufgewachsen ist, nicht Englisch lernen durfte. Die Eltern hinderten sie daran, in den Kurs zu gehen. Der Einfluss der Familie ist aber oft sehr groß. Seda erklärt das so: Im Gegensatz zu Österreich gibt es in der Türkei kein Sozialsystem, die Familien müssen daher mehr zusammenhalten, und die Kinder haben quasi die „Verpflichtung“, die Eltern zu ernähren.¹² Dieser familiäre Zusammenhalt kann aber auch in zu vielen Verpflichtungen enden, die die Freiheit und Bewegungsmöglichkeiten des einzelnen Familienmitglieds behindern kann. So darf man oft die Ausbildung oder den Beruf nicht gegen den Wunsch der Familie wählen. So erklärte Seda, warum sie beispielsweise keinen Englischkurs besuchen durfte. Und so erklärt sie auch Akifs Dilemma mit dem Elternhaus in der Schulzeit.

10. 5. Berufslaufbahn

Schon als Kind, als er bei einem Freund das erste Mal einen Computer sah, wusste er, dass er später einmal damit arbeiten will. Akif war als Kind immer sehr an Technik interessiert, er bastelte viel und machte verschiedene, kleine Experimente.

Nach der Fachschule arbeitete er als Grafiker. Er erstellte unter anderem 3-D-Objekte am Computer. Und auch im Berufsleben erlebt er die gleichen Enttäuschungen wie als Schüler. Seine Eltern betrachteten seinen Job nicht als „richtige“ Arbeit:

¹² Auf derartige Informationen stieß ich auch im Zuge meiner Recherchen: Im Allgemeinen ist demnach die Orientierung, die Familie zu erhalten, sehr stark. Siehe 4. 4.

„Es gab ja natürlich keine Unterstützung von der Familienseite her. Weil erstens meine Eltern das so angeschaut haben, wie, ich arbeite nicht. Dass ich einfach zu diesen Zeiten zu einem Bekannten geh. Und dann mach ich dort irgendwas, und dann geh ich nach Hause. Also die haben kein Verständnis dafür, ja? Dass ich korrekt arbeite. Und ein halbes Jahr später hab ich damit aufgehört, mit dem Ganzen. Weil das immer extreme Streitigkeiten gebracht hat.“ (INT 3: 22)

Er wechselte zum Unternehmen „Knorr-Bremse“ in Mödling, und arbeitete dort als EDV-Administrator. Gleichzeitig besuchte er eine Abendschule und holte die Matura nach. Im Jahr 2000 wechselte er zum Lebensmittelkonzern „Schöller“, wo er bis 2008 blieb. Zu dieser Zeit fühlte er sich endlich frei, seine Entscheidungen selbst zu treffen, und sein Leben leben zu können. Niemand konnte ihn bei seiner Berufswahl mehr beeinflussen. Während er als Jugendlicher oft noch mit Zweifeln und Unsicherheiten lebte, so hatte Akif zu dieser Zeit gelernt, seine eigenen Entscheidungen zu treffen.

Sein Traum war lange Zeit, ein eigenes Unternehmen zu führen. Seine Familie war früher dagegen gewesen, da sie es als zu großes Risiko betrachteten, bei dem man Geld verlieren könnte. Durch die Geburt seiner Tochter verzögerte sich der Schritt in die Selbstständigkeit etwas, Ende 2008 schaffte er es aber schließlich, sein eigenes Unternehmen zu gründen. Er arbeitet zum Interviewzeitpunkt als EDV-Dienstleister, und seine Frau arbeitet im selben Büro als Architektin. Sie haben ihr Büro in ihrem Wohnhaus in Wiener Neustadt untergebracht.

10. 6. Diskriminierung

Grundsätzlich empfindet Akif Österreich nicht als fremdenfeindliches, sondern als gastfreundliches Land. Durch seinen Job bei „Schöller“ ist er in ganz Österreich herumgekommen, und er erklärt, eigentlich keine schlechten Erfahrungen diesbezüglich gemacht zu haben. Wiewohl er die Arbeit in einem Großkonzern für Menschen mit ausländischen Wurzeln als Vorteil betrachtet, da diese im Vergleich zu Klein- und Mittelbetrieben internationaler agieren und daher offener sind.

Als Kind litt er eher unter dem „anders sein“, und darunter, sich nicht gut verständigen zu können. Schlechte Erfahrungen bezüglich Diskriminierung macht er mit Lehrern: Manche stempelten ihn als „problematischen Ausländer“ ab, als sie hörten, er wohnt in Felixdorf. Vor allem einen Lehrer an der HTL bezeichnet er dezidiert als „*ziemlich extrem*“ und mit „*rassistischem Hintergrund*“ (INT 3: 35). Als Erwachsener – im Berufsleben – hatte er aber keinen Nachteil dadurch, Migrant zu sein.

Seine schwierige Zeit war eher die Jugendzeit, wo er sich nirgends zugehörig fühlte, und darunter litt, zwischen zwei so verschiedenen Welten zu leben, da er es beiden Seiten nicht Recht machen konnte.

10. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Akif fühlt sich mittlerweile in Wiener Neustadt zu Hause, und er fühlt sich grundsätzlich auch als Österreicher. Dennoch bleibt etwas von der Zerrissenheit der Kindheit und Jugend. Als Kind fuhr er gerne in die Türkei, da dort die Verwandten lebten, die er in Österreich vermisste. Je älter er aber wurde, desto mehr lebte er sich in Österreich ein, und desto fremder wurde ihm die Türkei. Das Problem mit der Sprache wandelte sich ins Gegenteil: Er hatte in der Türkei zunehmend Probleme, sich mit den Menschen zu verständigen. Dennoch kann er sich nicht zu hundert Prozent als Österreicher sehen:

„Je älter ich geworden bin ... ja ... desto mehr hab ich mich als Österreicher gefühlt, ja? Aber nicht vollkommen als Österreicher, sondern ein bißl als Mischung. Also so eine Mischung. Vollkommen als Österreicher kann ich mich auch nicht fühlen. Wie natürlich hier kein Elternteil ein Österreicher ist, sondern beide türkische Wurzeln haben, also man Türke ist – ich habe ja türkische Wurzeln. Und deswegen ist das sehr schwierig für mich, das irgendwie so einzureihen.“ (INT 3: 32)

Bestimmend ist das Thema Herkunft für Akif vor allem auch in der Hinsicht, dass er der Türkei gegenüber sehr kritisch eingestellt ist – was sicherlich stark mit der für ihn schwierigen Situation in seinem Elternhaus zusammenhängt.

Längere Zeit arbeitete er beispielsweise in einem türkischen Kulturzentrum als Pressesprecher. Er erklärte, seiner Erfahrung nach sei es sehr schwierig, türkische Familien zur Mitarbeit bei irgendwelchen Projekten zu bewegen. Generell würden sich Türken eher abgrenzen und sich zu wenig gegenseitig unterstützen: *„Und deswegen fehlt diese Vorraussetzung – es gibt keine Hilfe untereinander, ja? Die wollen einfach ... also es soll nämlich fest da sein, also fertig kommen, ja? Aber es gibt keine Initiative von deren Seite her.“ (INT 3: 16)* Als Beispiel führt er hier auch eine Erfahrung seiner Frau an:

„Meine Frau hat nämlich an der TU [Technische Universität, Anm.] diese Ergänzungsprüfung, also diesen Kurs hat sie gemacht, an der TU, ja? Für die deutsche Sprache. Und da haben sich alle miteinander gruppiert. Die Iraner mit Iranern, die Serben und Kroaten halt miteinander, die slawischen Sprachen miteinander, ... und die haben sich halt alle miteinander gruppiert, und haben sich gegenseitig geholfen. Und hier, die Türken waren die einzigen, die sich

nicht gruppiert haben. Die haben einfach dagegen gekämpft, ja?“ (INT 3: 12-13)

Diese Tendenz, sich abzugrenzen – sowohl untereinander, als auch gegen die Österreicher – wiederum erschwere seiner Ansicht nach vielen die Integration in Österreich.

Geheiratet hat Akif im Endeffekt aber eine Türkin: Seda lernte er 2003 über einen Chat im Internet kennen. Auch die Hochzeit feierten sie im Jahr 2004 in der Türkei, in Tire.

Im Endeffekt versucht Akif, aus den verschiedenen Kulturen und seinen zwei Heimatländern einen Vorteil zu ziehen: *„Es gibt ein Sprichwort auf Türkisch: eine Sprache, ein Mensch – zwei Sprachen, zwei Menschen.“* (INT 3: 33) Auch die Schwierigkeiten in seinem Leben versucht er in diesem Zusammenhang so gut wie möglich einfach als Erfahrungen zu sehen, die ihn dorthin brachten, wo er mittlerweile steht. Doch während des Interviews bemerkte man immer wieder, dass ihm viele Erlebnisse nahe gehen, und er zwischendurch auch Pausen machen wollte.

10. 8. Zukunftsentwürfe

Akif plante zum Interviewzeitpunkt in erster Linie, sein junges Unternehmen weiter zu etablieren. Sehr wohl hat er aber für die Tochter genaue Zukunftspläne, da er ihr die Probleme ersparen will, die er als Kind hatte: Er will, dass sie später eine bilinguale Schule besucht, wo auf Deutsch und Englisch unterrichtet wird. Später soll sie dann noch eine weitere Sprache wie etwa Französisch oder Spanisch dazu lernen. Seine Tochter soll eine gute Ausbildung bekommen, viele Sprachen sprechen, und hier gut integriert aufwachsen.

10. 9. Selbsteinschätzung der Situation

Einerseits sieht Akif bei manchen türkischstämmigen Familien zu wenig Initiative zur Integration in Österreich: *„Weil die möchten nämlich so leben, wie sie es ... wie kann ich das am besten erklären ... die wollen das nämlich so ausleben, deren Kultur, oder deren Glauben, dass das ihre Kultur ist, und sich ja nicht nach draußen hin orientieren, so auf die Art.“* (INT 3: 17) Gleichzeitig vermisst er aber auch in Österreich gewisse Initiativen für Migranten – wie mehr Sprachkurse oder Kurse zur politischen Bildung. In Wiener Neustadt sei es etwa schwierig, einen Sprachkurs für seine Frau zu finden. Gerade die Sprache zu beherrschen betrachtet er als wesentlichen Faktor, um sich in Österreich behaupten zu können. Und diese Mängel bezeichnet er als Folge des „Gastarbeiter-Systems“:

„Vom Staat – es gibt keine Unterstützung. Ich mein, nicht nur von der türkischen, auch von der österreichischen Seite. Damals, als Gastfamilie, da haben sie uns eingeladen, aber es gab keine Kurse und so. [...] Da sollen sie kommen, und dann sollen sie auch wieder mal gehen. Das hat man damals so gesehen, und diese Mentalität, einfach jahrelang hat man diese Mentalität gehabt.“ (INT 3:13)

Akif erklärt, dass er beruflich erfolgreich sein konnte, weil er sich von der türkischen Kultur entfernt hat. Seiner Einschätzung nach hätte er nicht dasselbe erreicht, wäre er intensiver in Kontakt mit seinen Eltern gewesen, oder hätte er länger in der Kulturgemeinde mitgearbeitet:

„Und ich meine, wenn ich jetzt schon von dieser Kultur ... ausgestoßen ... na ja ausgestoßen kann man nicht so sagen ... sondern eher: Ich hab mich entfernt, ja? Und jahrelang war ich in der Firma, und hab ich gearbeitet. Und ich hab nämlich Erfahrungen gesammelt. Und wurde erfolgreich, ja? Und danach hab ich ein eigenes Unternehmen gegründet, jetzt bin ich selbstständig, ja? Ich meine, für mich ist es ein tolles Erlebnis, dass das so geklappt hat. Schwierige Zeiten, also schwierige zwischenkulturelle Zeiten, auch von der Elternseite her, wie ich mich selbstständig gemacht habe. Und jetzt kann ich endlich, unter Führungszeichen, das machen, was ich wollte.“ (INT 3: 19)

Erfolgreich fühlt er sich also auf zwei Ebenen: Einerseits beruflich, weil er es (trotz schwieriger Umstände) geschafft hat, als selbstständiger EDV-Dienstleister zu arbeiten. Andererseits auch privat, weil er sich ein eigenes, unabhängiges Leben geschaffen hat. Akif erklärt, wichtig für seinen Erfolg war es, immer das zu tun, woran er glaubte, und nicht das, woran die Eltern glaubten. Auch dass er sehr früh erwachsen werden musste (etwa auf Elternsprechtage zu gehen und die Familie als Dolmetscher nach außen hin zu vertreten) sieht er im Endeffekt als einen Vorteil für sich selbst und seine Entwicklung.

10. 10. Zusammenfassung

♦ Akif gehört als gebürtiger Türke einer der größten Zuwandererminderheiten in Österreich an. Sein Vater kam als „Gastarbeiter“ nach Österreich. Gelebt hat seine Familie vor allem unter anderen Türken, eine Öffnung nach außen wollten die Eltern eher nicht. Sie versuchten sogar, Akif von Kontakten zu Österreichern abzuhalten. Die Situation im Elternhaus war wirtschaftlich eher schwierig, und Streit gab es viel.

♦ Akif machte die Erfahrung, dass es für Menschen mit ausländischer Herkunft ein Vorteil sein kann, in einem Großkonzern zu arbeiten, da diese Firmen durch ihre internationalen Kontakte auch eher für internationale Mitarbeiter offen sein können. Im Berufsleben war seine Herkunft daher kein Problem. Gute Sprachkenntnisse und eine gute Ausbildung hatten in seiner Familie

zwar keinen hohen Stellenwert, aber er erkannte es für sich als Möglichkeit, am Arbeitsmarkt etwas zu erreichen.

♦ Die Kultur der Aufnahmegesellschaft und die der Familie unterschieden sich in diesem Fall sehr stark. Das war ein ständiger Konfliktpunkt in der Familie, und heutzutage gibt es wenig Kontakt. Der Kontakt zu österreichischen Jugendlichen sollte unterbunden werden, Akif erfand aber Ausreden, um seine Freunde heimlich zu treffen. Er entscheidet sich in diesem Fall also „gegen“ die Familie und „für“ ein Leben in der Mehrheitsgesellschaft. Als Kind und Jugendlicher litt er unter dem „Spagat“¹³, sich zwei so konträren Welten anpassen zu sollen: Er fühlte sich, als könne er es weder seinen Eltern, noch der Mehrheitsgesellschaft recht machen. Ihm gelang aber schließlich eine Eingliederung in die Mittelschicht der Mehrheitsgesellschaft, und mittlerweile ist die ethnische Identität eher Objekt freier Wahl. Er versucht, zwei Heimaten als Vorteil zu betrachten. Auch in diesem Fall ist die Herkunft sehr prägend, auch wenn sich Akif auf Grund zahlreicher negativer Erfahrungen teilweise kritisch über die Türkei äußert.

♦ Die wirtschaftliche Situation der Familie, die mangelnde Unterstützung von Seiten der Eltern, und auch die für einen Jugendlichen belastenden Konflikte zu Hause beeinträchtigen seinen Schulerfolg. Auch die anfangs mangelhaften Deutschkenntnisse waren (zumindest in der Volksschule) ein Problem. Bildung hatte in Akifs Familie keinen sehr hohen Stellenwert. Die Eltern hätten es bevorzugt, wenn er Geld verdient hätte. Er selbst betrachtet Bildung aber als wichtig und holte im zweiten Bildungsweg gegen den Wunsch seiner Familie die Matura nach. Für ihn ist das problematische Verhältnis zu seinen Eltern ein Ansporn gewesen, sich durchzusetzen und mehr zu erreichen.

¹³ Anmerkung: Metaphern, wie etwa sich „in einem Spagat zwischen zwei Kulturen“ wieder zu finden, werden von den Betroffenen teilweise selbst verwendet, dennoch sind diese mit Vorsicht zu betrachten: Mittlerweile werden derartige Vergleiche in der Sozialforschung zur Zweiten Generation sehr kritisiert, da sie implizieren, es gebe zwei „abgeschlossene Kulturen“, zwischen denen sich jemand wieder finde. (vgl. dazu z. B. Geisen 2007: 27-61)

11. AGNIESZKA

11. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Agnieszka (Name geändert, Anm.) wurde im Jahr 1981 in Polen geboren. Im Alter von viereinhalb Jahren kam sie mit ihren Eltern nach Österreich. Sie hat eine ältere Schwester. Agnieszka besuchte das Gymnasium und studierte anschließend Informatik und Informatik-Management. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 27 Jahre alt, wohnt in Tulln, und arbeitet an der Technischen Universität (TU) in Wien.

Das Interview (INT 8) wurde am 2. März 2009 in meiner Wohnung in Wien aufgezeichnet. Agnieszka und ich besuchten zwar dasselbe Gymnasium, wir kannten uns aber nicht näher. Ich wusste nur, dass sie gebürtige Polin ist, und daher dachte ich, dass sie als Interviewpartnerin für mich geeignet wäre. Ich habe im Internet eine Kontaktadresse von ihr gefunden und ihr mein Anliegen erklärt. Sie erklärte sich dazu bereit, mir ein Interview zu geben. Das Gespräch verlief sehr gut: Agnieszka erzählte klar strukturiert, und das interessante Ergebnis dieses Gesprächs ist, dass sie sich zwar eindeutig als Polin definiert, sich gleichzeitig aber nie in Österreich als „Ausländerin“ gefühlt hat.

11. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Rund um das Jahr 1985 verließen Agnieszkas Eltern Polen und zogen mit den beiden Töchtern nach Österreich. Damals war die wirtschaftliche Situation in Polen nicht einfach, Agnieszka hat aber nicht mehr viele Erinnerungen an diese Zeit. Der Vater erhielt schließlich ein Jobangebot in Österreich. Allerdings bekamen die Eltern erst nach einiger Zeit einen ihrer Ausbildung entsprechend Job – eine Problem, mit dem viele Zuwanderer in Österreich zu kämpfen haben (siehe Kapitel 3. 2.). Im Alter von viereinhalb Jahren zog Agnieszka mit ihrer Familie schließlich von Polen in eine kleine Gemeinde in der Nähe von Tulln in Niederösterreich.

Agnieszka fuhr in ihrer Kindheit mit ihren Eltern oft nach Polen, sie wurde aber in Österreich sozialisiert: Sie baute sich hier einen Freundeskreis auf, und ihre Kindheit und Jugendzeit unterschied sich insofern nicht sehr von anderen junger Menschen in Niederösterreich. Wiewohl sie ihre Eltern als ein wenig konservativer beschreibt als die Eltern ihrer Freundinnen, gab es familienintern nicht oft Streit oder Probleme. Wichtig im Elternhaus war das Thema Leistung: „*Grundsätzlich sollte man in der Schule gut sein.*“ (INT 8: 27)

11. 3. Spracherwerb

Agnieszka kam in Österreich in den Kindergarten, und dort lernte sie automatisch Deutsch. An Probleme, etwas nicht zu verstehen, kann sie sich nicht erinnern. Zu Hause wurde mit Vater und Mutter selbstverständlich Polnisch gesprochen, und die Eltern legten Wert darauf, dass ihre Töchter die Sprache nicht verlernen. Von Beginn der Volksschule bis zur 8. Klasse Gymnasium besuchte Agnieszka daher auch parallel zum Regelunterricht einmal wöchentlich eine Polnische Schule. Neben Polnischunterricht hatte sie dort unter anderem Geschichte- und Geographiestunden mit Polen-Bezug. Somit hatte Agnieszka ein gutes Fundament ihrer Erstsprache, was unter Umständen auch ihr problemloses Erlernen der Zweitsprache erklären könnte (siehe 5. 6.). Den Eltern war es aber ebenso wichtig, dass die Kinder in Österreich keine Verständigungsschwierigkeiten haben. Agnieszkas ältere Schwester besuchte daher vor dem Umzug nach Österreich in Polen noch einen privaten Deutschunterricht.

Das Deutschlernen wurde sicherlich dadurch beschleunigt, dass es außerhalb der Familie kaum jemanden gab, mit dem sie Polnisch hätte sprechen können. Mit ihrer Schwester sprach Agnieszka abwechselnd Deutsch und Polnisch, und nach einiger Zeit wurde ihr auch klar, warum:

„Immer wenn ich mit meiner Schwester gesprochen habe, wenn wir zu Hause waren, haben wir sofort auf Deutsch umgeschaltet. Und irgendwann sind wir dann im Laufe der Zeit draufgekommen, dass es auch davon abhängt, in welcher Sprache wir das Erlebte erlebt haben. Also wenn du über irgendwas erzählst, was du mit deinen österreichischen Freunden erlebt hast, dann war das logischerweise auf Deutsch. Und wenn ich jetzt zum Beispiel zu Ostern in Polen war, und das versuche, jemandem aus Österreich zu erzählen, dann tue ich mir sehr schwer, weil ich alles polnisch Erlebte ins Deutsche übersetzen muss.“ (INT 8: 2-3)

Auch in diesem Fall hat die Sprache für die Sprecherinnen also eine emotionale Bedeutung (siehe 5. 6.), sie wird mit Erlebtem verbunden. Agnieszka beherrscht beide Sprachen fließend, sie betrachtet aber Polnisch „definitiv“ (INT 8: 21) als ihre Muttersprache. Wiewohl sie einräumt, dass sie Deutsch vermutlich ein wenig besser kann, da sie – bezogen auf die Verbindung von Sprache und Erlebtem – sicher mehr in Österreich und somit in der deutschen Sprache erlebt hat. Einen Alltag an der Universität auf Polnisch zu schildern fiel ihr beispielsweise schwer, da ihr die entsprechenden Wörter (Hörsaal, Dekan, Professor, etc.) nicht so geläufig sind. Fließend zwei Sprachen zu beherrschen sieht sie grundsätzlich als riesigen Vorteil:

„Also es kann kein Zufall sein, dass sowohl die Dominika (die Schwester, Name ebenfalls geändert; Anm.), also auch ich, uns relativ leicht tun beim Sprachen

lernen. Ich weiß es nicht, vielleicht ist irgendwie die Kombination zwischen Österreichisch und Polnisch so gut, dass es zum Beispiel im Spanischen viele Wörter gibt, die wir reproduzieren können. Also im Spanischen, man kann dann sagen: Das klingt so wie im Österreichischen. Und wir sagen dann noch zusätzlich: Okay, das klingt so wie im Polnischen.“ (INT 8: 22)

11. 4. Bildung

Beide Elternteile von Agnieszka hatten selbst studiert, und sie legten sehr großen Wert auf die Bildung ihrer Kinder. Agnieszkas Schwester kam nach der Volksschule ins Gymnasium. *„Ja, und dass ich ins Gymnasium komme, das war sowieso klar. Es war auch zum Beispiel bei uns beiden klar, dass wir studieren.“ (INT 8: 23)* Selbst bei der Auswahl der Freunde war deren Bildung für die Eltern ein wichtiges Kriterium: *„Also wenn wir mit einem Freund nach Hause gekommen sind, der nicht studiert hat, das war dann immer so: ‚Na ja, ich weiß nicht, ob wir damit zufrieden sind.‘“ (ebd.)*

Sehr wichtig waren gute Noten, da fühlten sie teilweise einen gewissen Druck zu Hause: Agnieszka stand, was das betrifft, im Schatten der älteren Schwester, die im Gymnasium so gut wie immer „Sehr Gut“ bekam und Klassenbeste war. Sie selbst bekam nämlich nicht immer die besten Beurteilungen. Dass das teilweise auch von den Lehrern abhängig war, wollten ihre Eltern nicht als Erklärung akzeptieren, da der Lehrer für sie als eine Autoritätsperson galt, die grundsätzlich Recht hat. Für Agnieszka war es schwierig, ihre Eltern diesbezüglich zu enttäuschen:

„Ich hatte dann weder Hausarrest, noch Taschengeldentzug, noch sonst irgendeine Bestrafung. [...] Also mir wäre es tausend Mal lieber gewesen, wenn er mir Hausarrest gegeben hätte, oder Taschengeldentzug oder sonst irgendwas, als dieses Schweigen von ihm. Das war echt immer eine Qual. Ich könnte jetzt gar keine Situation herbeirufen, wo ich mit einer schlechten Note nach Hause komme, und wo dann was Schlechtes passiert. Aber ich kann mich an diese Situationen erinnern, wo ich im Klassenzimmer beim Heizkörper sitze, und nicht weiß, wie ich das meinen Eltern erkläre, aber ich kann mich nicht mehr an die entsprechende Situation zu Hause erinnern.“ (INT 8: 27)

Für ihr Studium der Informatik entschied sie sich eher zufällig. Technik hatte sie immer schon interessiert, und sie entschied, Informatik könne kein Fehler sein. Sie studierte schließlich auch schnell und engagiert. Agnieszka war eine der wenigen Frauen, die dieses Fach studierten – was für sie aber kein Problem war: *„Während meines ganzen Studiums habe ich nicht ein einziges Mal das leiseste Gefühl gehabt, dass ich als Frau unwillkommen auf der TU bin. Nie. Nicht einmal ansatzweise.“ (INT 8: 29)* Ihre Diplomarbeit schrieb sie zum Thema „Adaptierung von eLearning-Kursen“, was ihr in Folge zu ihrem Job verhalf.

11. 5. Berufslaufbahn

Noch während Agnieszka an ihrer Diplomarbeit schrieb, stieß sie im Jänner 2007 auf eine Stellenausschreibung an der TU. Gesucht wurde ein Mitarbeiter für einen Bereich, der mit ihrem Diplomarbeitsthema verwandt war. Sie rechnete nicht damit, den Job wirklich zu bekommen, da sie ihre Diplomprüfung damals noch nicht absolviert hatte. Doch bereits fünf Tage nach ihrem zweiten Bewerbungsgespräch begann sie dort zu arbeiten.

Abgesehen von ihrem Gehalt (*„Es ist einfach ein Uni-Gehalt. Halt nicht das, was man sich als Informatiker auch wünschen kann.“*; INT 8: 33) zeigte sie sich im Interview mit ihrem Job sehr zufrieden. Neben ihrer Arbeit am Computer arbeitete sie auch bei Schulungen, Vorlesungen und Konferenzen mit. Ihr Arbeitsplatz im Gebäude der TU ermöglicht es ihr außerdem, Vorlesungen zur persönlichen Weiterbildung zu besuchen. Auch ihre Eltern waren von ihrem Beruf begeistert: *„Also es ist nicht so ein Job, wie wenn du sagst, du bist jetzt, keine Ahnung, was wäre denn ein toller Job in Österreich ... Firmenchef oder so. Und wenn du in Polen aber sagst, du bist auf der TU, dann bist du definitiv was Besseres.“* (INT 8: 34) Für die Eltern geht also ein hoher sozialer Status mit dem Job ihrer Tochter einher.

Sie zog auch in Erwägung, ein Doktorat zu machen. Vor- und Nachteile abwägend entschied sie sich aber dafür, dass sie als Informatikerin keine großen Vorteile davon hätte, da in ihrem Beruf eher praktische Erfahrungen zählen. Da sie bereits Diplomingenieurin für Informatik und Magistra des Informatik-Managements ist, schätzt sie ihre Chancen am Arbeitsmarkt grundsätzlich gut ein: *„Aber in Österreich ist es halt im Moment noch wichtig, einen Titel zu haben. Also Diplomingenieur Magister hört sich definitiv besser an, als nur der Nachname. Leider.“* (INT 8: 35)

11. 6. Diskriminierung

Interessanterweise ist Agnieszka die einzige meiner Interviewpartner, die keine negativen Erfahrungen in diese Richtung machen musste. Ein einziges Mal beschimpfte sie ein Schulkollege im Gymnasium als „Ausländerin“. Ansonsten war es nie ein Thema für sie. *„Also ich hätte das nie in meinem ganzen Leben mitbekommen, dass ich Ausländerin bin, sage ich mal.“* (INT 8: 5) Sie empfindet das als großes Glück, und versucht es damit zu erklären, dass sie optisch nicht als „Ausländerin“ auffällt, und außerdem akzentfrei spricht. Ausgehend von der Unterscheidung zwischen diskreditierten und diskreditierbaren Migrant*innen Jugendlichen

(siehe 4. 4. 1.) – der ersten Gruppe sieht man ihre Herkunft an und der zweiten nicht – würde Agnieszka in die Gruppe der diskreditierbaren fallen: Sie fällt weder optisch noch akustisch als „fremd“ auf. Und in ihrem Fall musste sie tatsächlich keine negativen Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit machen.

11. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Als Kind war Agnieszka sehr oft in Polen. Sie mochte ihre Verwandten dort und die polnischen Traditionen. Sie schätzt, dass sie ihre Grosseltern in Polen öfters gesehen hat, als so manche Kinder in Österreich ihre Grosseltern, die im gleichen Land leben. Da ihre Eltern wenige soziale Kontakte in Österreich hatten, pendelten sie zwischen Österreich und Polen, und verbrachten viel Zeit ihres Lebens im Auto. Mittlerweile ist Agnieszka berufstätig und hat nicht mehr so oft Zeit, nach Polen zu fahren. Aber sie besteht darauf: *„Ich bin definitiv Polin (lacht).“* (INT 8: 11) Sie besitzt die polnische Staatsbürgerschaft, will diese auch nicht aufgeben, und sie bezeichnet Polen als ihre Heimat.

Gleichzeitig fühlt sie sich in Österreich aber nicht als „Ausländerin“. Sie betrachtet es auch nicht als „Leben zwischen zwei Welten“. Sie lebt in Österreich, sie ist aber Polin, und für sie ist das weder ein Widerspruch, noch ein Problem. Sie macht zwischen den beiden Ländern auch keinen Unterschied. Ihren engen Bezug zu Polen hat sie von ihren Eltern, und auch dadurch, dass sie so oft dort war: *„Ich mein, ich kann mich glaub ich nur an die guten Sachen erinnern. Ich kann mich nicht erinnern, wie’s damals war, als es keine Bananen gab, und keine Schokolade.“* (INT 8: 13) Vor allem aus ihrer Jugendzeit hat sie sehr schöne Erinnerungen an die Sommerferien, die sie in Polen verbrachte:

„Also da bist du in Polen angekommen, als Polin, die aus Österreich kommt, und egal, was du warst, wer du warst, wo du hinkommst: Du wurdest immer total warmherzig aufgenommen. Also ich bin mir dort immer supertoll und freundlich aufgenommen vorgekommen. Also die Jugend war glaub ich irgendwie so erzogen.“ (INT 8: 14)

Konflikte mit den Eltern gab es nur selten. Agnieszka bezeichnet Polen als konservativeres Land als Österreich, und daher waren auch ihre Eltern tendenziell konservativer als die Eltern ihrer Freundinnen: *„Meine Eltern waren ja: Kein Alkohol, kein Trinken, kein Rauchen, kein gar nix. Und bei ihnen war das alles viel lockerer.“* (INT 8: 17) Dennoch konnte sie sich als Jugendliche mit ihren Eltern gut arrangieren, und Streit gab es höchstens *„im normalen Ausmaß“* (INT 8: 19). Wiewohl Agnieszka auch vermutet, dass ihre ältere Schwester ihr diesbezüglich den Weg geebnet hatte: *„Vom konservativen Polen in dieses nicht ganz so*

konservative Österreich zu kommen, und meine Schwester will dann fortgehen, und sie will das und das und das machen – ich glaube, da hatte sie es definitiv viel schwerer als ich dann.“
(ebd.)

11. 8. Zukunftsentwürfe

Agnieszka spielte schon mit dem Gedanken, zu unterrichten. Da ihr Partner zum Zeitpunkt des Interviews in Graz lebt, überlegte sie, eventuell einmal nach Graz zu ziehen, und dort an einer HTL zu unterrichten. Schon als Studentin sammelte sie Erfahrung als Tutorin. Auch Nachhilfeunterricht gab sie oft.

Ansonsten steht sie diesem Thema sehr entspannt gegenüber, da ihr gefühlsmäßig die Zukunft noch offen steht: *„Ich mein, das gute an der heutigen Zeit ist, du kannst den Job wechseln, so viel du willst. Früher war das so: Du hast einen Job gehabt, und da bist du drinnen geblieben, bis du pensioniert wurdest. Das war's. Heutzutage kannst du jederzeit deinen Job wechseln.“*
(INT 8: 33)

11. 9. Selbsteinschätzung der Situation

Agnieszka ist zufrieden mit ihrem abgeschlossenen Studium und mit ihrem Job. Sie ist im Prinzip aufgewachsen wie andere österreichische Jugendliche, sie hatte einen österreichischen Freundeskreis, sie studierte selbstverständlich an einer Wiener Universität, und sie fand ihren Job – wie viele andere Österreicher auch – über eine Stellenanzeige. Sie weiß aber, dass man es ohne soziale Beziehungen und Kontakte in Österreich schwer haben kann:

„Ja, meine Eltern haben es hier unter Anführungszeichen auch ‚schwer‘ gehabt, weil sie dieses Vitamin B, diesen Bekanntschafts-Bonus, nicht gehabt haben. Und das ist auch etwas, was ich in Polen sehe: Also wenn ich meinem Vater in Österreich sage: ‚Du, Papa, ich brauch einen Termin bei einem Rechtsanwalt, der Spezialist ist für das und das‘, dann kann er hier in Österreich wenig ausrichten. Wenn ich ihm sage: ‚Du, Papa, ich komme nächste Woche nach Polen, und ich brauch einen Termin bei einem Augenarzt, der auf das und das spezialisiert ist‘, dann weiß ich, dass in einer Woche diesen Termin in Polen habe.“ (INT 8: 16)

Sie weiß ebenso, dass viele Fremde in Österreich Probleme mit Diskriminierungen haben. Sie selbst hatte aber solche Probleme nicht – ebenso fühlt sie sich nicht als „Ausländerin“. Insofern geht sie in ihrem Gespräch auch nicht auf diesbezügliche Schwierigkeiten ein.

11. 10. Zusammenfassung

♦ Agnieszka gehört als Polin einer der kleineren Zuwandererminderheiten in Österreich an. Ihre Eltern hatten beide studiert und gingen nach Österreich, da sie sich hier eine bessere wirtschaftliche Situation erhofften. Ihre Eltern bauten wenige soziale Kontakte zu Österreichern auf, da sie geplant hatten, wieder nach Polen zurückzugehen. Das erschwerte zum Teil ihre Situation. Agnieszka hingegen wuchs eingebunden in einen österreichischen Freundeskreis auf. Sie hatte Glück und erlebte nie fremdenfeindliche Benachteiligungen.

♦ Agnieszka fand ihren Job ganz konventionell über eine Stellenausschreibung. Ihre Eltern hatten beide studiert, und es war in der Familie immer klar, dass auch die beiden Töchter studieren. Bildung war wichtig, und die Eltern unterstützten ihre Kinder, stellten während der Schulzeit aber auch hohe Anforderungen, was gute Noten betraf. Gute Kenntnisse beider Sprachen (Deutsch und Polnisch) waren selbstverständlich und sind für Agnieszka immer von Vorteil gewesen. Die Eltern sehen Agnieszkas Beruf als etwas Besonderes an, da in Polen eine Stelle an einer Universität mit einem hohen Sozialprestige einhergeht.

♦ Polen ist für Agnieszka sehr wichtig. Sie ist polnische Staatsbürgerin, will das auch bleiben, bezeichnet sich selbst „definitiv“ als Polin, und bezeichnet Polnisch „definitiv“ als ihre Muttersprache. Gleichzeitig fühlte sie sich in Österreich nie als „Ausländerin“ oder benachteiligt. Ihr Herkunftsland ist ihr also sehr wichtig. Obwohl sie merkt, dass ihre Eltern in manchen Belangen auf Grund ihrer Herkunft konservativer sind als die Eltern von Freundinnen in Österreich, kommt sie mit ihnen gut aus.

♦ Dass beide Töchter der Familie eine gute Ausbildung erhalten werden, das stand von Anfang an fest. Die Familie lebte nicht in prekären Verhältnissen, die den Schulerfolg beeinträchtigen könnten. Im Gegenteil forderten die Eltern gute Erfolge in der Schule. Agnieszka selbst sieht eine gute Ausbildung als sehr wichtig an: Am österreichischen Arbeitsmarkt sei ein Titel nach wie vor von großem Vorteil.

12. NINA

12. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Nina (Name geändert, Anm.) wurde im September 1980 in Polen geboren. Nach Österreich kam sie 1986. Ihre Eltern arbeiteten beide als Ärzte. Nina wuchs in Österreich auf, und sie studierte Rechtswissenschaften in Wien. Sie fand schließlich einen Job bei der Europäischen Union in Brüssel. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 27 Jahre alt.

Das Interview (INT 1) mit Nina habe ich am 2. Juni 2008 in ihrer Wohnung in Brüssel aufgezeichnet. Mittlerweile lebt sie zwar nicht mehr ständig in Österreich – da sie aber hier aufgewachsen ist und sozialisiert wurde, war sie eine passende Interviewpartnerin.

Das Gespräch mit Nina war insofern besonders, als dass ich sie schon länger kenne – wir sind in dasselbe Gymnasium gegangen. Ich habe im Zuge dieses Interviews dennoch viel über sie erfahren, das ich zuvor nicht wusste. Da wir persönlich bekannt sind, nahm sie sich auch besonders viel Zeit, und im Endeffekt hatte ich beinahe fünf Stunden Tonbandmaterial (beziehungsweise 80 Seiten Interview-Transkript). Was dieses Interview außerdem von den anderen unterscheidet, ist, dass ich es im klassischen Frage-und-Antwort-Stil geführt habe. Ich orientierte mich dabei an der Technik von Atkinson (1989) in „The Life Story Interview“.

12. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Nina kam im Jahr 1980 in Polen zur Welt. Ihre Eltern studieren damals beide in Krakau. An Polen hat Nina nicht mehr besonders viele Erinnerungen: Außer dass die ganze Familie in der kleinen Wohnung der Großmutter wohnte, und dass es viele Dinge nicht zu kaufen gab:

„Ich weiß nicht wieso, aber wenn du mich jetzt so spontan fragst, erinnere ich mich daran, dass es kein Cola gab (lacht). Und wenn's mal eines gab, dass das irgendwie was ganz tolles war. Und eine Tante von mir, die ist in die Vereinigten Staaten ausgewandert, und die hat immer so Kisten geschickt. Mit Bananen und so. [...] Und die sind da grün angekommen, und dann musste man halt warten, bis die reif waren.“ (INT 1: 3)

1986 zog die Familie schließlich nach Österreich. Die Eltern erhofften sich vor allem eine Verbesserung der wirtschaftlichen Situation: In Polen war es ihnen z. B. kaum möglich gewesen, eine eigene Wohnung zu finden. In Österreich wohnten sie anfangs mehrere Monate bei einer ihnen bekannten Familie in Niederösterreich, die bereit war, sie aufzunehmen. Diese Familie hatte selbst vier Kinder, und Ninas Mutter half bei der Betreuung aller Kinder mit. Bei der Kommunikation musste anfangs improvisiert werden: Ninas Mutter sprach ein wenig

Deutsch, der Vater unterhielt sich mit der Familie auf Französisch. Ninas Vater ging auf Arbeitssuche, und auch er fand wie viele Migranten nicht sofort einen seiner Ausbildung entsprechenden Job (siehe 3. 2.). Er arbeitete vorerst unter anderem bei einer Putzfirma. Doch schließlich fand er in einem Krankenhaus in Niederösterreich eine Stelle, da dort ein Anästhesist gesucht wurde. Durch den Job bekam er eine Dienstwohnung, und die Familie hatte eine eigene Bleibe. Auch die Mutter fand schließlich eine Stelle als Ärztin. In einer wirtschaftlich prekären Situation wuchs Nina also nicht auf.

Nina lernte in Österreich bald Freundinnen kennen, und sie stellte Vergleiche an. Schon als Kind merkte sie, dass sie ein wenig anders lebte als ihre österreichischen Schulkolleginnen: Etwa, dass zu Hause anderes (z. B. Kaninchen) gegessen wird, und dass Religion eine größere Rolle spielt. Als Jugendliche merkte sie, dass ihre Eltern etwas strenger waren als die der Freundinnen. Gute Leistungen in der Schule waren außerdem ein bestimmendes Thema. Ansonsten kam sie mit ihren Eltern aber sehr gut aus, sie hatten immer ein sehr enges Verhältnis.

12. 3. Spracherwerb

Sprachen und deren Beherrschung ist eines der dominierenden Themen in dem Gespräch mit Nina. Das lässt sich sicherlich auch aus ihrem persönlichen Interesse heraus erklären: Nina spricht fließend Deutsch, Polnisch, Englisch und Französisch. Zusätzlich lernte sie noch ein wenig Spanisch, Holländisch und Ungarisch. Ihr Talent, neue Sprachen zu erlernen, führt sie selbst auf ihre zweisprachige Erziehung zurück.

Zu Hause, mit den Eltern, sprach sie Polnisch. Im Kindergarten bemerkte sie, dass sie sich mit den anderen Kindern kaum unterhalten konnte:

„Ja, und ich hab dann meistens irgendwie doch nicht so gut Deutsch gesprochen. Also schon, aber halt doch mit sehr starkem Akzent. Und Worte haben mir gefehlt. Und weißt eh, dann machen sich Kinder im Kindergarten drüber lustig. Und ich kann mich auch nicht dran erinnern, dass die Kindergartentanten da besonders interveniert hätten.“ (INT 1: 12)

Doch vor dem Eintritt in die Volksschule sah Nina den ganzen Sommer über österreichisches Fernsehen, und danach kann sie sich nicht mehr erinnern, etwas nicht verstanden zu haben. Ihre Volksschullehrerin unterstützte sie, doch im Gymnasium wurde ihre Zweisprachigkeit von einer Deutschlehrerin als Problem gesehen:

„Ich mein, die meisten Lehrer fanden das okay, bis auf dieses eine Mal, wo ich in der achten Klasse Gymnasium einen Fetzen [ugs. für „Nicht Genügend“, Anm.] auf eine Deutschschararbeit hatte. Und wo dann die Deutschlehrerin zu meinem Vater gemeint hat, dass das deswegen ist, weil wir daheim Polnisch reden. Und dass ich deswegen so schlecht bin in Deutsch weil wir daheim Polnisch reden, und das hab ich dann auch allen Leuten, die nicht schnell genug davon gelaufen sind, erzählt.“ (INT 1: 13)

Im Gegenteil beherrscht Nina aber beide Sprachen, mit Polnisch hatte sie ein gutes Fundament (siehe 5. 6.), und Deutsch erlernte sie ebenso sehr schnell. Als Erwachsene ist sie ihren Eltern dankbar dafür, dass sie zu Hause immer Polnisch sprachen und sie so die Sprache nicht verlernte. Das war aber nicht immer so: Als Kind redete sie oft lieber Deutsch, da ihr diese Sprache einfacher erschien. Als Jugendliche sprach sie wiederum aus einer Art Schamgefühl heraus nicht gerne in der Öffentlichkeit Polnisch:

„Ja, ich mein, das war auch einer der Faktoren, dass ich irgendwie das Gefühl hatte, dass man seltsam angeschaut wird, wenn man in der Öffentlichkeit Polnisch spricht in Österreich. Und wie ich das schon vorher gesagt habe, dass ich das jetzt eigentlich absichtlich mache, wenn ich mit meiner Mutter in Wien einkaufen gehe (lacht). Es ist lustig, weil meine Mutter hat immer irgendwie noch diese Hemmung, in der Öffentlichkeit Polnisch zu sprechen.“ (INT 1: 17)

Hier zeigt sich, wie auch schon im Interview mit Dodo (siehe Kapitel 8.3.), dass unterschiedliche Gruppen in Österreich unterschiedlich aufgenommen werden (siehe 1. 1.), und Nina Angst hatte, auf Grund ihrer polnischen Herkunft Nachteile zu haben.

Der Knackpunkt, sich doch für die polnische Sprache zu interessieren, kam bei ihr im Alter von etwa 18 Jahren – und zwar gerade durch das oben genannte negative Erlebnis mit ihrer Deutschlehrerin. Als Trotzreaktion beschloss sie, sich noch mehr mit dem Polnischen auseinanderzusetzen.

12. 4. Bildung

Eine gute Schulbildung und gute Noten waren in Ninas Elternhaus immer ein bestimmendes Thema. Schon in der Volksschule war sie Klassenbeste. Auch im Gymnasium waren ihren Eltern gute Noten sehr wichtig, und Nina wiederum war es wichtig, ihre Eltern nicht zu enttäuschen. Doch mit der Zeit wurden ihr gute Noten selbst wichtig: *„Ich hab mich dann schon immer auch gefreut, wenn ich ein Zeugnis hatte, auf dem lauter gute Noten oben waren.“ (INT 1: 20)*

Dass sie ein Studium machen wird, das stand in der Familie immer außer Frage. Die Frage war nur, welches. Eigentlich wollte sie Latein studieren, doch ihre Eltern überzeugten sie, ein Studium mit besseren Berufsaussichten zu wählen. Spontan entschied sie sich schließlich für Rechtswissenschaften. Wirklich wohl fühlte sie sich in diesem Studium nicht – da sie aber sehr konsequent und pflichtbewusst ist, schloss sie es in Mindestzeit ab. Guten Noten waren ihr auch hier wichtig, zwei Mal bekam sie sogar ein Leistungsstipendium. Der Höhepunkt ihres Studentenlebens war ein Auslandssemester in Holland, das sie als eine der wichtigsten Phasen in ihrem Leben bezeichnet, da sie damals das erste Mal völlig auf sich allein gestellt war.

12. 5. Berufslaufbahn

Als Jugendliche hatte Nina besonders ausgefallene Berufswünsche:

„Das fängt damit an, dass ich irgendwann mal einen Tattoo-Shop aufmachen wollte (lacht). Und ich mir gedacht habe, ich könnte dafür Dermatologie studieren, das würde sich irgendwie total anbieten. Archäologe natürlich, eine Zeit lang. Dank Indianer Jones... Pathologe, weil ich mir gedacht habe, ich wollte ja eine Zeit lang Medizin studieren eigentlich, [...], dann hab ich mir gedacht, aber mit Leuten, da kann man so viel falsch machen. Pathologe bietet sich da ja wunderbar an, da hat man nur noch Leichen, da kann man weniger falsch machen.“ (INT 1: 35)

Als Studentin absolvierte sie schließlich ein Praktikum in einer Anwaltskanzlei – was sie davon überzeugte, diesen Beruf nie anzustreben. Gleichzeitig begann sie, sich für Europarecht und für die Europäische Union zu interessieren, und sie bewarb sich für ein Praktikum bei der EU in Brüssel. Sie machte schließlich mehrere Praktika in Brüssel in verschiedenen Abteilungen. Über ihre letzte Praktikumsstelle fand sie schließlich auch ihren aktuellen Posten. Dazu musste sie einen gefürchteten Aufnahmetest bestehen, den sie aber meisterte: *„Und dadurch, dass sich sowieso so fest davon überzeugt war, dass ich die Prüfung nicht schaffen werde, war es mir auch so wurscht, dass ich während der Prüfung ziemlich entspannt war.“ (INT 1: 47)* Bei diesem Aufnahmetest war auch ihre Zweisprachigkeit von Vorteil, da man die Prüfung in zwei Sprachen ablegen muss. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet sie im Bereich der Internet-Verwaltung der Europäischen Union.

12. 6. Diskriminierung

Fremdenfeindlichkeit ist etwas, mit dem Nina in Österreich mehr Erfahrungen gemacht hat, als in Polen oder in Belgien. In der Oberstufe des Gymnasiums hatte sie teilweise das Gefühl, eine Außenseiterin zu sein. Später, in der Rückschau, erklärt sie es sich so, dass einige ihrer

Klassenkollegen unter Umständen ein Problem damit hatten, dass sie eine „Ausländerin“ war. Auch in der Arztpraxis ihrer Mutter hörte sie fremdenfeindliche Kommentare: *„Wenn man zu einer Ärztin geht, und weiß, dass die aus Polen ist, dann ist es doch ein bisschen bizarr, wenn man im Vorzimmer steht und über Migranten schimpft. Finde ich.“* (INT 1: 10) Generell hat sie den Eindruck, dass in Österreich fremdenfeindliches Denken weiter verbreitet ist als etwa in Polen oder Belgien – was für sie zum Interviewzeitpunkt auch ein Grund ist, nicht dauerhaft nach Wien zu ziehen.

12. 7. Heimat und Zugehörigkeit

So wie sie als Kind und Jugendliche nicht so gerne Polnisch sprach, fuhr sie in diesem Alter auch nicht gerne nach Polen. Im Gegensatz zu Österreich empfand sie es damals als trist:

„Und ich mein, es war damals in den 90er-Jahren Polen halt in dieser Umbruchsphase. Und man hat extrem den Unterschied gesehen, doch. Wenn man jetzt von Österreich nach Polen fuhr. [...] Aber in Polen war halt alles grau, und es war so trist. Und es war nicht so sauber wie in Österreich, und die Geschäfte waren halt ganz anders als in Österreich, weil es waren mehr so kleine Geschäfte irgendwo, weißt eh, es gab keine so großen, schönen Supermärkte damals am Anfang.“ (INT 1: 24)

So wie sie als Erwachsene ihr Interesse für die polnische Sprache entdeckte, so begann sie auch, gerne nach Polen zu fahren. Nina wäre also der Gruppe von Migrantenjugendlichen zuzurechnen, die ihr „anders sein“ so gut wie möglich verbergen wollten (siehe 4. 4.). Das man sie als „Ausländerin“ sehen könnte, verunsicherte sie damals. Als Jugendliche war es ihr unangenehm, zuzugeben, dass sie aus Polen ist. Als Erwachsene änderte sich ihre Einstellung dazu aber sehr.

Eine gewisse „Dauerunzugehörigkeit“ empfindet auch Nina: *„Und, ja, es is jetzt lustig, weil mir die Polen zum Teil nicht glauben, dass ich aus Polen bin. Oder, ich mein, sie glauben es mir schon, aber man wundert sich dann teilweise, wieso ich so einen Akzent habe, aber ...“* (INT 1: 26) Als Österreicherin fühlt sie sich aber auch nicht: In Wien ist sie zwar gerne, sie findet viele Menschen in Österreich aber tendenziell fremdenfeindlich. Und schon gar nicht fühlt sie sich als Belgierin, obwohl sie ihre Zeit in Brüssel genießt. Ihre Zugehörigkeit kann sie nur so beschreiben: *„Ich sage: Ich bin in Polen geboren, bin ich Österreich aufgewachsen und wohne jetzt in Belgien. Such dir was aus. Ich glaube, ich habe einen herzlichen Bezug zu Allem, aber nicht exklusiv, sagen wir's mal so. Es ist nicht so, dass ich nur ein Land liebe.“* (INT 1: 56) Auch sie empfindet es so, als würde ihr von jeder Kultur etwas fehlen, als sei

keines davon vollständig in ihr. Als Erwachsene versucht sie es aber so zu sehen, dass sie einen Vorteil hat, in dem sie von allem ein bisschen was hat.

12. 8. Zukunftsentwürfe

Nina könnte sich einerseits vorstellen, aus Belgien weg in ein anderes Land zu gehen. Sollte sie in Zukunft weiterhin für die EU arbeiten, interessiert sie der Bereich Fischereipolitik. Das würde sie als Herausforderung betrachten: *„Weil ich da überhaupt keine Ahnung davon hab, und ich würde gerne etwas machen, wo ich das von Anfang an wieder anfangen muss, mich da reinzuarbeiten.“* (INT 1: 51)

12. 9. Selbsteinschätzung der Situation

Dass sie einmal bei der EU in dieser Position arbeiten würde, hätte sie selbst nicht erwartet:

„Nein. Nein, also das hätte ich mir glaub ich nicht wirklich gedacht. Weil es etwas ist, was ja wirklich nicht juristisch ist in dem Sinn. Ich mein, teilweise gibt es schon juristische Aspekte, aber es ist jetzt nicht wirklich hardcore-juristisch. Und das hätte ich mir nicht gedacht. Aber ich bin sehr zufrieden damit.“ (INT 1: 50)

Sie arbeitete immer hart und zielstrebig, und sie bezeichnet sich selbst als sehr konsequent. Eine mögliche Erklärung (neben der strengen Erziehung) dafür wäre, dass sie in Österreich oftmals das Gefühl hatte, sich behaupten zu müssen. Nina machte nämlich – wie auch andere meiner Interviewpartner – die Erfahrung, dass man als Migrant mehr Leistung bringen muss: *„Aber, ich hab schon das Gefühl, dass man da irgendwie glaubt, man muss irgendwie mehr leisten als alle anderen, um quasi annähernd gleich gut zu sein.“* (INT 1: 21) Nina fürchtet, durch ihren Fleiß und ihren Ehrgeiz ihren Job oft zu sehr zu ihrem Lebensmittelpunkt zu machen: *„Weil ich glaub ich zu viel Zeit dann im Büro verbringe, teilweise. Und ich glaube, dass ich mich dann teilweise auch zu sehr persönlich engagiere, und es wichtiger nehme, als es ein rationaler Mensch wichtig nehmen würde.“* (INT 1: 54)

12. 10. Zusammenfassung

♦ Dass das Thema „Ausländer“ in Österreich negativ besetzt ist, dieser Eindruck ist bei Nina sehr stark. Daher möchte sie auch nicht mehr hier leben. Also Polin gehört sie einer der kleineren Zuwandererminderheiten an, und ihre Eltern kamen als Ärzte nach Österreich. Beide konnten nach einiger Zeit auch als Ärzte hier arbeiten. Die Familie lebte also nicht in einer wirtschaftlich prekären Situation, Nina wuchs mit österreichischen Freunden auf, und sie wollte sich ihrem österreichischen Freundeskreis möglichst angleichen.

♦ Da Nina in ihrem Leben vor allem im Ausland arbeitete, hat sie wenig Erfahrung mit der Situation am österreichischen Arbeitsmarkt. Auf jeden Fall hatten ihre Eltern Anfangs Schwierigkeiten, einen adäquaten Job zu finden. In ihrer Familie war es aber wichtig, einen Job mit einem hohen Sozialprestige zu finden. Daher war es auch immer klar, dass Nina ein Studium absolvieren wird.

♦ Nina gehörte jenen Migrantenjugendlichen an, die ihre Herkunft so gut wie möglich verbergen wollen. Im Erwachsenenalter änderte sich das aber, und mittlerweile betont sie gerne, aus Polen zu stammen. Sie fühlt aber auch eine gewisse „Dauerunzugehörigkeit“ zu Polen wie auch zu Österreich.

♦ In Ninas Familie stand Leistung ganz klar im Vordergrund. Gute Noten in Schule und Studium wurden von den Eltern erwartet. Das hat sie auch selbst übernommen, und zum Teil fürchtet sie, in ihrem Job zu ehrgeizig zu sein. Die mehrsprachige Erziehung sieht Nina als Vorteil, sie lernte schnell einige weitere Fremdsprachen.

13. EMEKA

13. 1. Kurzbiographie und Interviewsituation

Emeka Assor wurde 1985 in Port Harcourt in Nigeria geboren. Sein Vater ging nach seiner Geburt als Student nach Wien, 1988 folgte Emeka mit seiner Mutter. Emeka hat einen jüngeren Bruder. Er ist der einzige meiner Interviewpartner mit schwarzer Hautfarbe, und er machte daher Erfahrungen, wie es ist, sofort als „Fremder“ erkannt zu werden. Zum Interviewzeitpunkt ist Emeka 23 Jahre alt und lebt in Wien. Er studiert Rechtswissenschaften, ist Obmann des „Vereins für konservative Migranten“ und juristischer Mitarbeiter in einer Wiener Anwaltskanzlei.

Das Interview (INT 6) führten wir am 19. Februar 2009 in Wien im Café „Floranihof“ im 8. Bezirk. Das Problem dieses Gesprächs war, dass der Geräuschpegel im Lokal leider sehr hoch war, und daher einige Passagen des Interviews auf Tonband unverständlich waren. Ich habe zirka 15 Anmerkungen namens „unverständlich“ in meinem Transkript. Im Endeffekt war das bei der Auswertung aber kein Problem, da die unverständlichen Teile fast ausschließlich einzelne Sätze waren, die Sinn, Zusammenhang und Verständnis nicht beeinträchtigten.

Emeka ist ein sehr leistungsorientierter und selbstbewusster junger Mann, der gerne über sein Leben erzählt, und sich auch viele Gedanken zum Thema Migration macht. Insofern sprach er sehr viel über sein Leben als Afrikaner in Österreich.

13. 2. Soziale und ökonomische Situation in der Kindheit

Emeka kam im Jahr 1985 im südlichen Nigeria in Port Harcourt zur Welt. Sein Vater studierte Architektur und Wirtschaftsinformatik, und er ging nach Emekas Geburt nach Österreich. Ursprünglich wollte er nach Kanada, doch in Österreich bekam er schneller einen Studienplatz. 1988 zogen Emeka und seine Mutter nach Wien. Die Familie lebte im 20. Bezirk, und Emeka wuchs eingebunden in die österreichische Gesellschaft auf, er fand leicht einen großen Freundeskreis. Zum Interviewzeitpunkt arbeiteten beide Eltern als Unternehmer in Österreich.

Prägende Themen in Emekas Familie wie auch in seinem Leben sind Glaube und Religion: Sein Großvater in Nigeria war Pastor, und auch wenn er nicht mit ihm aufwuchs, waren in seiner Familie christliche Werte wichtig. Er wurde so erzogen, er ist dankbar dafür, und er bezeichnet sich selbst dezidiert als konservativ:

„Weil 100 % meiner Ethik basieren, wie man sieht, auf dem Christentum. Und ich bin sicher, es hat sicher einiges damit zu tun, aber ich bin glaube ich auch so als Individuum ein konservativer Mensch. In gesellschaftspolitischen Dingen bin ich sehr konservativ, von meinen Einstellungen her. [...] Also ich bin jetzt, individuell gesehen, auch ein konservativer Mensch. Wo mein Vater sicher liberaler ist.“ (INT 6: 8)

Auf dieser Haltung basieren schließlich auch viele weitere Entscheidungen in seinem Leben.

Als Mensch mit afrikanischer Abstammung war er in Österreich sofort als „Fremder“ erkennbar. Zieht man hier die Unterscheidung zwischen diskreditierten und diskreditierbaren Migranten heran (siehe 4. 4. 1.), könnte man ihn der Gruppe der diskreditierten Migranten zurechnen, da man ihn optisch als Migranten erkennt. Im Kindergarten war er der einzige Afrikaner, im Gymnasium gab es noch einen zweiten. Aber auch im Job fiel er durch seine Hautfarbe auf. Das beeinflusste sein Leben in Österreich.

13. 3. Spracherwerb

Zu Hause sprach Emeka mit seinen Eltern Englisch. Wann er genau Deutsch lernte, weiß er nicht mehr. An Probleme, sich nicht verständigen zu können, kann er sich jedenfalls nicht erinnern. Er besuchte als Kind einen multikulturellen Kindergarten in Wien, den unter anderem auch Kinder mit türkischer oder jugoslawischer Abstammung besuchten. Emeka lernte schon früh, sich auf Deutsch zu verständigen.

Ausschlaggebend für das leichte Erlernen der Deutschen Sprache war sicherlich auch, dass sich Deutsch und Englisch wesentlich ähnlicher sind, als es etwa Deutsch und Türkisch sind (siehe 5. 6.). Ferngesehen hat Emeka als Kind sehr gerne, was das Erlernen auch beschleunigte.

Mit den Eltern spricht er als Erwachsener weiterhin Englisch. Zusätzlich versteht er die Sprache Ikwerre, die in Teilen Nigerias gesprochen wird. Ikwerre selbst zu sprechen fällt ihm schwerer, aber da sich seine Eltern untereinander oft in dieser Sprache unterhielten, lernte er sie allein durchs Zuhören.

13. 4. Bildung

Emekas Vater studierte Architektur und Wirtschaftsinformatik, und die Eltern legten Wert darauf, dass Emeka eine gute Ausbildung bekommt. Es war keine Frage, dass er ein Gymnasium besucht, und Bildung war wichtig:

„Also auch wenn ich krank war, musste ich in die Schule gehen (lacht). Sie waren sicher sehr darauf bedacht. Also das war immer das allerwichtigste Thema, ja. Es ist mir fast vorgekommen als wäre es wichtiger als meine Gesundheit (lacht). Na aber wirklich, Bildung war immer wichtig.“ (INT 6: 14)

Nach dem Gymnasium inskribierte Emeka Rechtswissenschaften: Seit seinem 13. Lebensjahr wollte er Jus studieren und Rechtsanwalt werden. Zum Interviewzeitpunkt hatte er, obwohl er engagiert lernte, das Studium noch nicht abgeschlossen, da er gleichzeitig arbeitete und politisch tätig war (siehe 13. 5.). Einen genauen Zeitrahmen, in dem er das Studium abschließen will, konnte er nicht nennen: *„Leider werde ich noch länger brauchen ... Ich habe ja viele Tätigkeiten und Aktivitäten. Ich bin jetzt 23, bald werde ich 24. Ich hoffe mal, dass ich es noch unter 30 schaffe (lacht).“ (INT 6: 12)* Ein Abbruch kommt für ihn aber nicht in Frage, da er sehr bestimmt auf sein Berufsziel – eine Karriere als Anwalt – hinarbeitet.

13. 5. Berufslaufbahn

Seinen ersten Job fand Emeka im Alter von 21 Jahren über ein Netzwerk: Ein Freund seiner Mutter vermittelte ihm den Arbeitsplatz. Er arbeitete bei einem Anwalt als juristischer Mitarbeiter und erledigte unter anderem die Kommunikation zwischen dem Landesgericht und der Kanzlei. Mit den Klienten konnte er im Großen und Ganzen gut umgehen, wiewohl diese oft überrascht waren, einen Afrikaner als juristischen Mitarbeiter anzutreffen:

„Und natürlich haben die Leute geschaut, viele Klienten österreichischer oder türkischer Herkunft, weil ich Afrikaner war. Also sie waren schockiert, dass ich nicht als Klient da sitze, sondern als Mensch, der auf der anderen Seite juristisch arbeitet und ihnen juristische Hilfe gegeben hat. Das war doch sehr interessant, diese Erfahrung, zu sehen, wie die Leute reagiert haben. Die konnten sich einfach nicht daran gewöhnen, mich als Rechtsberater zu sehen. Aber es war schon interessant, und es hat mich, wie soll ich sagen ... befriedigt auch, ja.“ (INT 6: 4)

Die Erwartungshaltung der Menschen war in einigen Fällen also, einen Afrikaner eher als Hilfesuchenden, und nicht als Helfer in einer Anwaltskanzlei anzutreffen. Gerade Menschen mit schwarzer Hautfarbe gehören den Zuwandererminderheiten in Österreich an, die unter Vorurteilen zu leiden haben (siehe 1. 2.). In den Medien findet man häufig die Stereotypen: Ein Schwarzer ist entweder Opfer, oder Täter (siehe 15. 3. 1.). Hingegen einen juristischen Mitarbeiter mit schwarzer Hautfarbe vorzufinden erwarteten die Klienten oft nicht.

Mit dem Chef in der ersten Anwaltskanzlei kam es nach einiger Zeit zu einem Zerwürfnis:

„Aber, wie soll ich sagen, ich habe dann gearbeitet dort und bin unzufrieden gewesen, weil mein Chef wieder so ein Mensch war, der erwartet hat, dass ich

blinden Gehorsam leiste. Ich weiß nicht, ich könnte viel mehr machen im Leben, aber ich bin kein Mensch, der blinden Gehorsam leisten kann. Ich wünsche es mir manchmal, aber ich kann es nicht. Es ist nicht meine Art, ich könnte das nicht, weil ich nicht schlafen könnte.“ (INT 6: 4)

Immer wieder im Laufe des Gesprächs gibt sich Emeka sehr selbstbewusst, und er zeigt, dass er ohne Scheu seine Meinung vertritt. Das ist sicher auch eine Folge davon, sich in einem Land als Migrant behaupten zu müssen. Er musste lernen, sich durchzusetzen. Seine Reaktion darauf war, betont stark und selbstbewusst aufzutreten. Das kann aber – siehe oben – auch zu Streit, beispielsweise am Arbeitsplatz, führen.

Er wechselte zu einem anderen Strafrechtsanwalt in Wien. Dort arbeitete er sehr viel, aber er war mit den Arbeitsbedingungen nicht ganz zufrieden. Im Gegensatz zur ersten, kleinen Kanzlei war diese eine mittelgroße Anwaltskanzlei, und mit der Rolle „*einer von vielen*“ (INT 6: 11) zu sein, war er nicht glücklich. Er vermisste Privilegien, die er in der ersten Kanzlei sehr wohl gehabt hatte.

Daher suchte Emeka nach anderen Tätigkeitsbereichen: Er widmete sich wieder verstärkt seinem Studium – und er wurde politisch aktiv. Er gründete 2006 den „Verein für konservative Migranten“ (VKM), und diese Tätigkeit lag ihm sehr am Herzen. Immer wieder während des Interviews kam er darauf zurück und erklärte seine Beweggründe. Die Motivation, politisch aktiv zu werden, erklärt sich auch durch seine Erziehung und seine konservativ-christliche Einstellung:

„Den VKM hab ich gegründet, weil ich mit dieser Softi-Politik, mit diesem Kuschelkurs der Migranten-Politik aufhören wollte, ja? Ich hab gesagt: So, das reicht mir jetzt mal. Ich bin ein Mensch, der sagt, ich habe eine sehr konservative Einstellung. Was mich nicht schlechter macht als Leute, die eine liberale oder eine linke Orientierung haben. Es muss auch solche Migranten geben. Ich sehe da keine Kontaktstelle für Migranten, die sagen, wir würden gerne über Werte reden, konservative Politik austragen und so. Und ich sagte dann: Freunde, dann gründen wir das!“ (INT 6: 4)

Emeka erklärt, dass ihn die Menschen von vornherein eher für einen Anhänger der Grünen oder der SPÖ halten. Sein Hauptanliegen sei aber, und das betont er im Laufe des Gesprächs immer wieder, die konservativen Werte zu erhalten. Unter „konservativ“ versteht Emeka nach eigenen Angaben nicht, an Altem zu hängen, sondern an das Ewige zu denken: „*Man mag mich konservativ nennen, oder auch nicht, aber es gibt Sachen, die gibt es immer. Wie Familien.*“ (INT 6: 5) In diesen Bereich fällt für ihn auch die Religion. Familien bezeichnet er

dabei als Kern der Gesellschaft, und dass es auch Patchwork-Familien gibt beziehungsweise „geben muss“ (INT 6: 9), das nennt er „traurig“ (ebd.). Er spricht sich in diesem Zusammenhang auch dezidiert gegen die Ehe Homosexueller aus, da Homosexualität im Christentum nicht erlaubt sei. Hier vertritt er also relativ strikte Ansichten, von denen er auch nicht abweicht. Die Hauptanliegen seines Vereins sind also der Erhalt von Familie und Glaube, ebenso aber auch ein schlanker Staat:

„Wirtschaft ... in dem Punkt bin ich sehr liberal (lacht). Ich bin wirtschaftsliberal. Auch heute, in Zeiten der Wirtschaftskrise, bin ich für einen schlanken Staat. Einige Leute meinen, dass ich sehr kapitalistisch bin. Das mag zwar stimmen, ich würde aber sagen, ich bin leistungsorientiert.“ (INT 6: 9)

Mit seinem Verein wollte Emeka also Migranten ansprechen, die ebenso denken, und Gleichgesinnte suchten. Zum Zeitpunkt des Interviews hatte der VKM rund 40 Mitglieder, aus insgesamt acht verschiedenen Nationen. Emeka vertritt seine Ansichten sehr vehement, und während des Interviews gewinnt man zunehmend den Eindruck, er eckt mit seiner Meinung gerne an, und er unterscheidet sich gerne – er fällt gerne aus dem Rahmen.

Seine Anwaltskarriere verlor er neben der Politik nicht aus den Augen. Er fand schließlich einen Job bei einem Anwalt, den er sehr bewundert, und den er als sehr professionell bezeichnet. Auch nach dem Studium möchte er dort bleiben. Grundsätzlich zeigt er sich sehr engagiert und Karrierebewusst. Sein „anders sein“ will er in Zukunft in seinem Job auch als Vorteil nutzen, da er als Anwalt mit afrikanischer Abstammung auffallen kann.

13. 6. Diskriminierung

Als Mensch, der optisch sofort als „fremd“ auffällt, machte Emeka auch Erfahrungen mit Diskriminierung. *„Also der absolute Migrant ist der Afrikaner. Der dunkelhäutige Afrikaner. Von südlich der Sahara. Der fällt immer auf.“ (INT 6: 19)*

Sowohl in der Volksschule als auch im Gymnasium stieß er immer wieder auf Lehrer, die ihn anders behandelten und ihm weniger zutrauten. So hätte ihn ein Lateinprofessor zum Beispiel gefragt, ob er überhaupt Deutsch könne. In der Schule lernte er, dass man für die gleiche Beurteilung als Migrant immer mehr leisten muss: *„Das war immer meine Devise: Mehr leisten, als österreichische Jugendliche.“ (INT 6: 16)* Er ließ sich aber nicht einschüchtern, und redete zurück. Als Erwachsener machte er schließlich kaum noch negative Erfahrungen in Bezug auf Diskriminierungen.

Außerdem kritisiert er die Rolle der Polizei in Österreich: Diese schütze Afrikaner nicht, sondern verdächtige sie zuerst einmal. Er betrachtet das eher „Ausländer-feindliche“ Klima als spezifisch österreichisches Problem, begründet in der Geschichte des Landes:

„Aber ich glaube einfach ... Also irgendwie ist für mich Österreich nie in Westeuropa angekommen. Für mich, muss ich jetzt sagen. Weil Österreich nie eine richtige Entnazifizierung gemacht hat. Weil Österreich immer als Opferstaat galt. Die sind irgendwie nie zur Rechenschaft gezogen worden.“ (INT 6: 20)

Dennoch hofft Emeka, dass sich die Situation in Zukunft Schritt für Schritt bessern könnte.

Das auffällig negative Bild der Nigerianer in der öffentlichen Wahrnehmung sei seiner Einschätzung nach vor allem durch die Medien entstanden, da hauptsächlich negative Bilder transportiert werden (siehe 15. 3. 1): *„Also ... wie soll ich sagen: Man hört nie was Gutes über Nigerianer, nie. Also von einem nigerianischen Akademiker hört man nichts.“* (INT 6: 24)

13. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Emeka bezeichnet sich als hundertprozentigen Afrikaner, der nichts österreichischen an sich habe. Er lebe gut integriert in Österreich, und er lebe auch gerne hier, aber er sei Afrikaner.

Das ist ihm wichtig, und das stellt er auch gleich zu Beginn des Gesprächs klar.

„Ich bin heute auch noch nigerianischer Staatsbürger. Viele Leute glauben, die perfekte Situation wäre für mich, die österreichische Staatsbürgerschaft zu haben. Und das stimmt für mich absolut nicht. Es gibt sicher viele Leute die das glauben, aber ich finde das nicht. Ich finde, ich bin genauso ein wertvoller Bürger, der Steuern zahlt, arbeitet, in Österreich für Österreich, ohne dass ich die österreichische Staatsbürgerschaft habe, ja? Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Aber das ist etwas, worauf ich auch stolz bin.“ (INT 6: 2)

Emeka definiert sich also betont über das „anders sein“ (siehe 4. 4. 1.), und er unterstreicht seine afrikanische Identität. Er plant außerdem, wieder öfters nach Nigeria zu reisen. Bei seinem ersten Besuch in Nigeria war er überrascht, wie vertraut ihm alles war. Fremd hätte er sich nicht gefühlt. Das führt er auf das Aufwachsen in der elterlichen Wohnung zurück: *„Nigerianische Musik, nigerianisches Essen, nigerianische Verhaltensweisen, nigerianische Tradition. Ich bin in Nigeria aufgewachsen, sag ich darum.“* (INT 6: 23)

13. 8. Zukunftsentwürfe

Vorerst möchte Emeka sein Studium abschließen und als Anwalt tätig sein. Ebenso spricht er aber davon, möglicherweise einmal in Nigeria zu leben. Er könnte sich vorstellen, sich auch

dort politisch zu engagieren, aber auch in der Wirtschaft (Nigeria ist zum Beispiel reich an Öl) mitzuarbeiten.

13. 9. Selbsteinschätzung der Situation

Im Großen und Ganzen ist Emeka zufrieden mit dem, was er erreicht hat:

„Ja, ich bin nicht unzufrieden. Wenn ich nur sagen würde, ja, ich bin zufrieden, dann bräuchte ich ja keinen Ehrgeiz mehr. Es gibt sicher noch einiges, was ich machen kann. Aber ganz klar, für mein Alter hab ich schon sehr viel Erfahrung. Ich hab schon viel erlebt und ich habe Erfahrung im Beruf. Würde ich mal sagen. Es gibt vieles noch zu tun. Und die Politik wird sicher noch ein Thema sein in meinem Leben.“ (INT 6: 25)

Den sozialen Aufstieg von Migranten erachtet er als leistungsorientierter Mensch als sehr wichtig. Dazu seien vor allem gute Deutschkenntnisse und eine gute Ausbildung wichtig. Ebenso brauche man einen starken Willen und ein Ziel vor Augen. Auch in ein soziales Netzwerk eingebunden zu sein bezeichnet er als Vorteil bei der Jobsuche. Und nicht zu vergessen sei, dass man als „Ausländer“ immer mehr leisten müsse, um als gleich gut zu gelten. Gleichzeitig müsse man aber auch die Migranten fordern, aktiv zu werden und eine Leistung zu erbringen.

13. 10. Zusammenfassung

♦ Als Mensch mit schwarzer Hautfarbe fällt Emeka sofort optisch als „Fremder“ auf. Noch dazu gehört er als Nigerianer einer Einwanderergruppe an, die in der öffentlichen Wahrnehmung als besonders problematisch gilt. Sein Vater kam als Student ins Land, um hier zu studieren, und seine Eltern konnten sich ein neues Leben in Österreich aufbauen. Emeka wuchs gut integriert und mit einem österreichischen Freundeskreis auf. Schon in der Schule musste er lernen, sich gegen fremdenfeindliche Behandlungen zu behaupten. Da er aber sehr willensstark und selbstbewusst ist, konnte er sich wehren.

♦ Seinen ersten Job fand er über ein Netzwerk. Das klappte, da die Familie seit langem gut integriert in Österreich lebt. Das so genannte Networking betreibt er auch weiterhin – etwa in dem er sich mit anderen Gleichgesinnten in einem Verein zusammengeschlossen hat. Der Vater von Emeka hatte selbst studiert, und Bildung hatte einen hohen Stellenwert in seinem Elternhaus. Diskriminiert fühlte er sich am Arbeitsplatz bisher nicht – wiewohl er als juristischer Mitarbeiter sehr wohl die Erfahrung machte, dass es die Menschen verwunderte,

von einem Afrikaner betreut zu werden. Aus seinem „anders sein“ will er aber einen Vorteil ziehen, indem er auffällt.

♦ Emeka beschreibt selbst, dass er konservativ erzogen wurde – und das lebt er auch selbst weiter. Er beschreibt sich als noch konservativer als seine Eltern. Er betont es, Nigerianer zu sein, und bestimmte Klischees, die oft von Nigerianern erwartet werden, widerlegt er sehr gerne. Er unterstreicht sein „anders sein“ regelrecht.

♦ Eine gute Ausbildung war in Emekas Elternhaus eine Selbstverständlichkeit. Er besuchte ein Gymnasium, und danach studierte er Rechtswissenschaften. Seine Eltern lebten nicht in einer wirtschaftlich prekären Situation – insofern beeinflusste das seinen Schulerfolg nicht negativ. Sehr wohl erlebte er in der Schule Benachteiligungen von Lehrern, die ihm gegenüber skeptisch waren. Seine Erstsprache ist Englisch, und auch Deutsch lernte er als kleines Kind selbstverständlich.

14. ERKENNTNISSE AUS DEN INTERVIEWS

Im folgenden Kapitel setze ich die Ergebnisse, die ich aus den Analysen der einzelnen Interviews gewonnen habe, zueinander in Beziehung, und fasse sie zusammen. Der besseren Verständlichkeit halber behalte ich die Reihenfolge der zentralen Kategorien aus den Analysen der Einzelinterviews (also: soziale und ökonomische Situation im Elternhaus, Spracherwerb, Bildung, etc.) im Großen und Ganzen bei.

14. 1. Der Einfluss des Elternhauses

Um es gleich vorweg zu nehmen: Der Einfluss des Elternhauses – wie eben die soziale und ökonomische Situation in der Kindheit – hat bei all meinen Interviewpartnern eine große Rolle gespielt, und den Werdegang der Betroffenen stark geprägt.

14. 1. 1. Die Bildung der Eltern

Barbara Herzog-Punzenberger analysierte die Wichtigkeit der Milieueinflüsse auf den Bildungserfolg bei Migrantenkindern, und als mit Abstand wichtigster Faktor erwies sich dabei der soziale Status anhand der Bildung der Eltern: So stieg bei höherer Bildung der Eltern die Wahrscheinlichkeit des Besuchs höherer Schulen der Nachkommen. (vgl. Herzog-Punzenberger in: Erler 2007: 239) Natürlich kann man meine Forschung mit sieben Interviewpartnern nicht als repräsentativ für die Situation in ganz Österreich betrachten. Aber von meinen sieben Gesprächspartnern stammen vier davon aus Familien, wo die Eltern studiert hatten. (Dass ich anteilmäßig so viele Nachkommen von Universitäts-Absolventen interviewt habe, war übrigens nicht beabsichtigt, sondern Zufall.) Bei einer weiteren Person haben die Eltern zwar keinen Universitätsabschluss, sind aber gebildet: Die Mutter arbeitet hier zum Beispiel als Lehrerin.

So sind in Dodos Familie beide Eltern Ärzte, und dass sie selbst studieren würde, stand außer Frage. Auch die Eltern von Agnieszka, Nina und Emeka haben ein Studium absolviert, und bei ihnen zu Hause herrschte auch ein gewisser Druck, immer gute Leistungen in der Schule zu erbringen. Viktórias Eltern hatten zwar nicht studiert, gute schulische Leistungen der Kinder waren aber auch in diesem Fall wichtig. Alle fünf studierten schließlich selbst.

Was noch hinzukommt: Die Bildung von Migrantenkindern leidet oft auch darunter, dass sie in einer wirtschaftlich prekären Situation aufwachsen. Beengende räumliche Verhältnisse, wenig Privatsphäre, etc. können den Lernerfolg beeinträchtigen. (vgl. Viehböck et al. 1994: 50-

53) Da das bei meinen fünf oben genannten Gesprächspartnern aber nicht der Fall war, litt ihre Ausbildung auch darunter nicht. Die Eltern verfügten nämlich in diesen Fällen über ein verhältnismäßig hohes soziales Kapital in Form einer guten Ausbildung, was es ihnen meist relativ rasch ermöglichte, eine gute Position am Arbeitsmarkt einzunehmen, was wiederum auch die wirtschaftliche Situation im Haushalt nicht allzu schwierig machte. (vgl. z. B. Alba et al. 2003: 36) Zwar waren einige der Eltern zu Beginn in Österreich damit konfrontiert, nicht sofort eine ihrer Ausbildung entsprechende Stelle zu finden: Da das aber in allen Fällen ein vorübergehender Zustand war, wirkte sich das offenbar nicht auffällig negativ auf die wirtschaftliche Situation in den Familien aus.

Etwas anders gestaltet sich die Situation bei Efgani und Akif: Beide sind türkischstämmig, und bei beiden kamen die Eltern als „Gastarbeiter“ nach Österreich. Efganis Eltern haben selbst nur einen Volksschulabschluss, weil sie selbst in der Türkei keine andere Möglichkeit gehabt hatten. Sie legten daher Wert darauf, dass ihr Sohn eine bessere Ausbildung bekommt. Er war eines der Migrantenkinder, dem von den Lehrern der Besuch einer Sonderschule nahe gelegt wurde. Gerade bei türkischstämmigen Migrantenkindern geschieht das sehr häufig, und ein Sonderschulabschluss bringt eine so gut wie aussichtslose Ausgangsposition für das spätere Berufsleben mit sich. (vgl. Bauböck 2001: 195) Seine Eltern wehrten sich aber gegen den Sonderschulbesuch, und Efgani machte zuerst eine Lehre, und im zweiten Bildungsweg ein Studium. Mit dem Abschluss einer Sonderschule wäre das höchstwahrscheinlich nicht möglich gewesen.

Akif wiederum wuchs in einem Elternhaus auf, in dem Bildung keinen sehr hohen Stellenwert hatte. Seine Eltern stammten aus der Türkei, und man muss hier mit einbeziehen, dass sie aus einem anderen Umfeld kamen. Bildung war in der Türkei vor allem in vielen ländlichen Gebieten kein selbstverständliches Gut (in manchen Regionen gab es, wenn überhaupt, nur Grundschulen, und keine weiteren Möglichkeiten). Insofern hatte Bildung auch keine selbstverständliche Wichtigkeit. Oft wird es in Familien folglich als wichtiger erachtet, wenn die Kinder bald Geld verdienen. (vgl. Viehböck et al. 1994: 50-53) Und so war es auch in Akifs Fall. Immer wieder erwähnt er, dass er keine Unterstützung im Elternhaus hatte: *„Von den Eltern hab ich natürlich keine Unterstützung gehabt und so. Mach es halt oder mach es nicht.“* (INT 3: 7) Dennoch besuchte er die HTL, und machte im zweiten Bildungsweg die Matura nach.

Sechs meiner sieben Interviewpartner hatten also Bedingungen im Elternhaus, die den Schulerfolg förderten, nur bei Akif beeinflussten sie die Schullaufbahn eher negativ.

14. 1. 2. Kluft zwischen Elternhaus und Aufnahmegesellschaft

Beim Großteil meiner Interviewpartner gab es zwischen dem Elternhaus und der Aufnahmegesellschaft keine große Kluft. Dodo etwa erzählt, aufgewachsen zu sein, wie andere Ärztekinder in Linz auch. Auch Nina, Viktória, Agnieszka und Emeka wuchsen ganz selbstverständlich mit einem österreichischen Freundeskreis auf. In all diesen Fällen lebten die Eltern auch nicht in einer ethnischen Nachbarschaft.

Denn wenn sich Lebensweise und / oder Anschauungen im Elternhaus stark unterscheiden von denen der Aufnahmegesellschaft, so birgt das unter Umständen ein Konfliktpotenzial, und Konflikte im Elternhaus beeinträchtigen wiederum z. B. die schulischen Leistungen. (vgl. Viehböck et al. 1994: 94) Ansatzweise erlebt Efgani derartige Streitigkeiten: Er hatte Freunde in Österreich, was für seine Eltern kein Problem war. Ernsthafte Konflikte entstehen aber, als seine erste Freundin nicht türkischstämmig, sondern slowakischstämmig ist. Der Kontakt mit den Eltern reißt zwar nicht ab, er zieht aber sehr bald aus dem Elternhaus aus.

Viele schlechte Erfahrungen in diesem Bereich machte Akif: Seine Eltern suchten in Österreich die Nähe von Landsleuten. (vgl. z. B. Bauböck 2001: 28) So spielte Akif als Kind meist nur mit Kindern anderer „Gastarbeiter“. Freundschaften mit Österreichern waren auch nicht erwünscht. Viehböck und Bratić untersuchten, dass es bei türkischstämmigen Familien häufig sehr wichtig ist, ein großes Pflichtbewusstsein gegenüber den Eltern zu haben, und dass oft nur gilt, was die Älteren sagen. Die Familieninteressen sind wichtiger als die Interessen des Einzelnen. (vgl. Viehböck et al. 1994: 89-90) So erging es auch Akif. Seine Eltern hatten Angst, dass er sich durch den Kontakt zu Österreichern entfremden könne – was schließlich auch so geschah. Es kam zu einer Spannung zwischen Gesellschaft und Familie, und Akif entschied sich, der Gesellschaft des Aufnahmelandes angehören zu wollen. Seine Kinder- und Jugendjahre waren bestimmt von vielen Konflikten im Elternhaus, was ihm Schwierigkeiten in der Schule bereitete. Das war wiederum auch ein Grund, warum er die Matura „erst“ im zweiten Bildungsweg machte. Wirklich problematisch war die Kluft zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft also nur bei einem meiner Interviewpartner.

14. 2. Sprachkompetenz

Die Sprachkompetenz steht meist in Zusammenhang mit dem Bildungsniveau, und das Beherrschen der deutschen Sprache ist meist auch eine Bedingung, um einen qualifizierten Posten zu erhalten. Deutsch zu beherrschen geht aber über die reine Fähigkeit, die Sprache zu sprechen, hinaus: Diese Kenntnisse sind nämlich auch eine Grundlage, sich leichter in einem Normen-, Werte- und Symbolsystem eines Landes zu Recht zu finden. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 122-123) Und darin sind sich auch alle meiner sieben Interviewpartner einig: Das Beherrschen der deutschen Sprache ist in Österreich eine Voraussetzung, um beruflich etwas zu erreichen. Alle sieben sprechen fließend und ohne Probleme Deutsch.

14. 2. 1. Erlernen der deutschen Sprache

Viehböck und Bratić unterscheiden innerhalb der Zweiten Generation, wie in Kapitel 4. 2. beschrieben, drei Sozialisationsgruppen: Kinder, die schon im Aufnahmeland zu Welt kommen, solche die kurz vor oder nach Schulbeginn nach Österreich kommen, und solche, die schon im Herkunftsland eingeschult wurden. Letztere empfinden den Schulwechsel oft als Bruch und erleben einen „Kommunikationsverlust“. (vgl. Viehböck et al. 1994: 47) Von meinen Interviewpartnern ging nur Viktória schon in ihrem Herkunftsland (Ungarn) zur Schule. Von einem „Kommunikationsverlust“ kann in ihrem Fall aber nicht die Rede sein, insofern trifft die Theorie hier nicht zu. Sie lernte im Alter von zehn Jahren sehr schnell Deutsch, vor allem mit Hilfe eines Nachbarkindes, und dadurch, dass sie viel las.

Nina und Agnieszka lernten Deutsch im Kindergartenalter. Dodo, Emeka und Efgani wiederum waren noch jünger, als sie nach Österreich kamen und Deutsch lernten. Sie alle waren damals in einem Alter, in dem sie eine neue Sprache schnell lernen konnten. Und ihnen allen ist gemeinsam, dass sie als Kinder zwar zu Hause ihre Muttersprache gesprochen haben, außer Haus aber Deutsch sprechen mussten, denn sie wuchsen nicht in einer ethnischen Nachbarschaft auf, wo sie mit anderen Menschen in ihrer Muttersprache hätten sprechen können. In allen Fällen waren auch die Eltern dafür, dass die Kinder beide Sprachen beherrschen. Wie schon mehrmals erwähnt, gehen viele Sprachwissenschaftler davon aus, dass eine solide Basis der Erstsprache wichtig ist, um eine weitere Sprache korrekt zu erlernen. (vgl. z. B. de Cillia in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 251) Das wäre bei allen sechs oben genannten Menschen auch der Fall.

Anders verlief es bei Akif: Als Kind spielte er vor allem mit Kindern anderer „Gastarbeiter“. Schwierig wurde es im Kindergarten, wo ihm erstmals klar wurde, dass er sich kaum mitteilen kann. Damals wurde ihm klar, dass er sich verständigen können will. Türkisch lernte er daheim in Form eines regionalen Dialekts. Auf Türkisch zu schreiben fällt ihm bis heute schwer. Er hat also das unter Migrantenkindern häufige Problem, einerseits seine Muttersprache nicht in Form einer Hochsprache erlernt zu haben, und andererseits vor Schulbeginn auch wenige Kontakte mit der deutschen Sprache gehabt zu haben. (vgl. Viehböck et al. 1994: 61) Beim Schuleintritt wird das für ihn zum Problem, er muss unter anderem die erste Klasse Volksschule wiederholen. Zusätzlich ist es für Kinder schwierig, Deutsch und Türkisch zu erlernen, da sie sich in Lexik und Grammatik stark unterscheiden. (vgl. Binder in: Fillitz 2002: 166) Als Erwachsener spricht er problemlos Deutsch, er behält allerdings einen leichten Akzent.

14. 2. 2. Die emotionale Komponente der Sprache

Wie schon zu Beginn des Kapitels 5. 6. erwähnt, hat die Sprache, die im Elternhaus verwendet wird, für die Kinder auch eine emotionale Bedeutung. Am schönsten in Worte gefasst hat das Viktória: *„Und es bleibt auch immer meine Muttersprache. Es ist die Sprache, in der man mich am schnellsten verletzen kann. Es ist die Sprache, in der man mich am schnellsten zum Lachen bringt.“* (INT 7: 17) Agnieszka wiederum will nicht gerne Dinge, die sie in einer Sprache erlebt hat, in die andere übersetzen: Über eine Osterfeier in Polen auf Deutsch zu sprechen fällt ihr nicht so leicht.

Hier zeigt sich aber auch, wie sich die Bereiche Sprache, Zugehörigkeitsgefühl, Identität und Diskriminierung verschränken: Nina schämte sich nämlich auf eine gewisse Art und Weise als Jugendliche für ihre Muttersprache Polnisch, und wollte sie nicht in der Öffentlichkeit sprechen. Und das hängt wiederum damit zusammen, wie unterschiedliche Einwanderergruppen wahrgenommen werden. Diese Bilder der jeweiligen Gruppen entstehen laut Kohlbacher aus Wechselwirkungen zwischen den Qualifikationsprofilen der ethnischen Gruppen, ihrer Aufnahme am Arbeitsmarkt, Vorurteilen von Seiten der Inländer, usw. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 105) So zog es Nina als Jugendliche vor, nicht zu zeigen, dass sie polnischstämmig ist, da sie fürchtete, dadurch Nachteile zu haben und von den anderen nicht akzeptiert zu werden.

Indirekt bestätigt auch Dodo dieses Phänomen, die vermutet, dass es auch einen sozialen Hintergrund hat, dass sie die serbokroatische Sprache nicht verlernt hat: Ihre Eltern waren als Ärzte gesellschaftlich angesehen, und „schämten“ sich ihrer serbokroatischen Sprache nicht – während eingewanderte Fabrikarbeiter unter Umständen unter einem größeren Assimilationsdruck standen, und ihre Herkunft (und damit ihre Muttersprache) eher verbergen wollten. Ebenso erlebte Dodo, dass sie Dankesbriefe dafür bekam, nachdem sie im Fernsehen einige Worte Serbokroatisch gesprochen hatte: Die Leute fanden es schön, dass sie öffentlich dazu steht, woher sie kommt. Dodo: *„Wenn ich jetzt nicht Ex-Jugoslawin wäre, sondern Französin, Amerikanerin oder Italienerin – natürlich wäre es etwas anderes.“* (INT 2: 16)

14. 2. 3. Vorteile der Mehrsprachigkeit

Obwohl Mehrsprachigkeit im Schulsystem manchmal noch nicht als wertvolle Ressource angesehen wird, sondern mangelnde Deutschkenntnisse schnell als Problem wahrgenommen werden, das man überwinden muss (vgl. Binder in: Fillitz 2002: 197): Alle meine Interviewpartner sehen im Erwachsenenalter ihre Mehrsprachigkeit ausnahmslos dezidiert als großen Vorteil, den sie nicht missen möchten. Akif fasst es mit einem türkischen Sprichwort zusammen: *„Eine Sprache, ein Mensch – zwei Sprachen, zwei Menschen. Das ist ein ziemlicher, riesiger Vorteil. Je mehr du Sprachen kannst, je mehr du kulturellen Hintergrund hast, desto besser kannst du dich untereinander verstehen.“* (INT 3: 33) Alle sind sich außerdem einig, dass es beim Erlernen weiterer Fremdsprachen hilft, zweisprachig aufgewachsen zu sein. Nina spricht mittlerweile beispielsweise fließend vier Sprachen.

14. 3. Bildung

Wie oben erwähnt spielte beim Großteil meiner Interviewpartner im Elternhaus das Thema Bildung eine entscheidende Rolle, was die Schullaufbahnen wiederum entscheidend beeinflusste. In diesen Fällen wussten die Eltern Bescheid, wie das österreichische Schulsystem funktioniert (was unter anderem auch Efganis Sonderschul-Besuch verhinderte). Manchmal wissen Migranten nämlich nicht genau, welche Schultypen und Wahlmöglichkeiten es überhaupt gibt. (vgl. Bauböck 2001: 184) Viktória, Dodo, Emeka, Nina und Agnieszka besuchten selbstverständlich das Gymnasium – etwas anderes wäre für die Eltern nicht in Frage gekommen. Insofern treffen in meiner Forschung die im Kapitel 5 genannten Probleme eigentlich nur in Akifs Fall zum Teil zu. Doch auch wenn der Einfluss des Elternhauses im Schulalter noch groß ist, so sind meine Interviewpartner dennoch

eigenständige Persönlichkeiten, die eigene Motivationen und Motive hatten, die die eigene Ausbildung beeinflussten.

14. 3. 1. Die Motivation, zu lernen

Bei Agnieszka, Nina und Viktória waren gute Noten zu Hause sehr wichtig. Agnieszka und Nina fühlten sich dadurch auch unter Druck gesetzt. Anfangs geht es vor allem darum, die Eltern nicht zu enttäuschen. Bei Nina schlägt es später einmal um – und sie hat selbst Freude daran, ein Zeugnis mit ausschließlich guten Noten in Händen zu halten. Dodo wiederum waren gute Noten nicht grundsätzlich wichtig, aber sie gab sich im Gymnasium Mühe in Fächern, die sie interessierten. Alle vier wollten studieren – interessanterweise ohne vorerst ein bestimmtes Karriereziel vor Augen zu haben. Die Wahl der Studienrichtungen fiel eher zufällig, alle vier orientierten sich hauptsächlich an den persönlichen Interessen.

Und alle vier zeigten auch beachtlichen Einsatz: Viktória erzählt von ihrem übervollen Stundenplan, Dodo studierte mit Unterschreitung der Mindestzeit, Nina bekam zwei Mal ein Leistungsstipendium (selbst wenn sie mit ihrer Studienwahl – Rechtswissenschaften – nach kurzer Zeit nicht zufrieden war), und auch Agnieszka studierte schnell. Bei Viktória kommt noch hinzu, dass sie sich alles selbst finanzierte. Emeka ist hier insofern eine Ausnahme, als er schon im Alter von 13 Jahren plante, einmal Jus zu studieren.

Beachtlichen Einsatz legte auch Efgani an den Tag: Nach seiner Lehre kam der Wunsch, „mehr aus sich zu machen“. Berufsbegleitend absolvierte er die Studienberechtigungsprüfung und im Anschluss zahlreiche Universitäts-Lehrgänge. Er sagt selbst, dass er dafür auf viel verzichtet hat: Autos, Urlaube, Freizeit. Auch zum Zeitpunkt des Interviews studiert er berufsbegleitend.

Bei Akif wiederum gab es vor allem einen großen Antrieb, „mehr aus sich zu machen“: Er wollte aus den Verhältnissen, aus denen er kam, ausbrechen. Schwierige soziale Verhältnisse können nämlich einerseits besonders schlechte Schulerfolge nach sich ziehen, andererseits aber auch diese Art Reaktion hervorrufen. (vgl. Englisch-Stölner 2002: 227) Direkt nach der Fachschule hatte er genug vom Lernen, und er wollte Geld verdienen, um von seinen Eltern unabhängig zu sein. Nach einiger Zeit hatte er aber den Wunsch, dazuzulernen, und er machte die Matura nach. Er vermutet, dass er damit schwierige Zeiten aus seiner Kindheit kompensieren wollte. Der Preis, den er dafür zahlt, ist, dass er den Kontakt zu seinen Eltern

so gut wie abbrechen musste. Anders, meint er, hätte er aber nicht das erreichen können, was er alles erreicht hat.

14. 4. Karriereverläufe

Alle meine Interviewpartner verfügten im Sinne von Bourdieu über soziales Kapital (z. B. durch zahlreiche Kontakte in Österreich; vgl. z. B. URL 26), und sie haben ebenso eine gute Ausbildung und gute Sprachkenntnisse. Sie erreichten eine gute Erstplatzierung am Arbeitsmarkt. Keiner von ihnen erlebte Diskriminierungen am Arbeitsplatz. Einige konnten ihre Herkunft sogar als Vorteil nutzen.

14. 4. 1. Die Rolle von Netzwerken

Wie sich zeigte, fanden vier meiner sieben Interviewpartner ihre Arbeit über ein Netzwerk. Viktória etwa erfuhr von einem Bekannten von einer freien Stelle. Efgani konnte so Kontakt zu einem oberösterreichischen Politiker herstellen, was ihn wiederum selbst in die Politik brachte. Agnieszka fand ihre Stelle über eine Stellenanzeige an der Technischen Universität, was dadurch begünstigt war, dass sie dort studierte und viele Menschen und die Strukturen kannte. Und auch Emeka bekam seinen ersten Job über einen Freund der Familie. Das alles war aber nur möglich, da sie lange und gut eingebunden in Österreich leben, und viele Menschen kennen.

14. 4. 2. Die Herkunft als Vorteil

Ein nahe liegender Vorteil im Beruf ist die Zweisprachigkeit: Viktórias Vorteil waren ihre Ungarischkenntnisse. Dadurch, dass sie in einer Zeitungsredaktion im Burgenland – nahe der ungarischen Grenze – arbeitet, kann sie grenzüberschreitende Geschichten recherchieren. Bei Nina wiederum war die schwierige Aufnahmeprüfung der Europäischen Union in zwei verschiedenen Sprachen abzulegen – was ihr durch ihre Herkunft nicht schwer fiel. Gerade in ihrem internationalen Beruf ist Mehrsprachigkeit ein riesiger Vorteil.

Dodo meint, dass ihr bei ihrer Tätigkeit als Moderatorin unter Umständen ihr „*südliches Temperament*“ (INT 2: 31) zugute kam: „*Nämlich das Quasseln, und die Offenheit, und das Interesse.*“ (ebd.) Efgani erklärt sein Engagement für Migranten – beruflich wie politisch – aus seiner persönlichen Lebensgeschichte heraus. Dadurch bekam er einen Zugang zu diesem Thema. Akif wiederum versucht, den schwierigen Zeiten in seinem Leben etwas Positives abzugewinnen: Dadurch habe er viel gelernt, und das habe ihn dort hin gebracht, wo er heute

steht. Emeka, der als Afrikaner als Migrant erkennbar ist, möchte auch dieses „anders sein“ in Zukunft beruflich nutzen: Da afrikanischstämmige Anwälte derzeit in Wien rar sind, würde er gerne dadurch auffallen.

14. 5. Der persönliche Erfolg

Da das Thema Erfolg eng mit dem Thema Beruf verwoben ist, möchte ich an dieser Stelle der Arbeit darauf eingehen. Alle meine Interviewpartner zeigten sich mit ihrer derzeitigen beruflichen Position sehr zufrieden, und die meisten hätten im Vorfeld nicht erwartet, es „so weit“ zu bringen. Neben den zahlreichen äußeren Einflüssen spielt bei einer Karriere natürlich auch die individuelle Karrieremotivation eine große Rolle. Nicht jeder strebt nach einer „Karriere“. Tendenziell hängt das Streben danach mit dem Bildungsniveau zusammen. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 125) Und der Ehrgeiz und auch der persönliche Einsatz waren bei all meinen Interviewpartnern hoch.

14. 5. 1. Was bedeutet „Erfolg“?

Keiner meiner Interviewpartner sagte wortwörtlich über sich: „Ich bin erfolgreich“. Die Frage, ob sie sich selbst als erfolgreich bezeichnen würden, schien den meisten auch eher unangenehm zu sein. So sagt etwa Emeka: *„Ja, ich bin nicht unzufrieden. Wenn ich nur sagen würde, ja, ich bin zufrieden, dann bräuchte ich ja keinen Ehrgeiz mehr. Es gibt sicher noch einiges, was ich machen kann.“* (INT 6: 25) Grundsätzlich zeichnete sich ab, dass Erfolg immer relativ ist. Treffend in Worte fasste das Efgani:

„Ich glaube, das ist eine Frage, wo man keine Messlatte ansetzen sollte. Denn letztendlich ist das eine subjektive Geschichte. Ein Beispiel: Man ist gesund, und man kann gehen. Dann hat man einen Unfall gehabt, einen tragischen. Man muss das Gehen wieder erlernen. Und wenn wir diese Grundfunktionen beherrschen, die vorher eine Selbstverständlichkeit waren, dann ist das für uns schon ein großer Erfolg. Das heißt, man muss immer schauen, von welchem Level geht man aus.“ (INT 5: 26)

Gemessen an seiner Situation, als Kind von „Gastarbeitern“ nach Österreich zu kommen, sieht er das, was er erreicht hat, als großen Erfolg. Für Viktória war es ein großer Erfolg, als Journalistin tätig sein zu können. Arbeit hat immerhin auch eine identitätsstiftende Funktion, und Menschen erwarten einen gewissen sozialen Status, der mit der Arbeit einhergeht. (vgl. Parnreiter in: Binder et al. 2005: 39-40) Und Journalistin ist für Viktória ein Job mit Prestige: Fühlte sie sich manchmal im Leben verunsichert dadurch, in Österreich „nur die Ungarin“ zu sein, so lieferte ihr der Beruf eine Form der Selbstbestätigung. Artikel schreiben zu können, obwohl Deutsch gar nicht ihre Muttersprache ist, empfand sie als großen Erfolg. Sie sagt, sie

hat mehr erreicht, als sie jemals dachte, zu erreichen. Bei Agnieszka sind vor allem ihre Eltern stolz auf ihren Job an der TU: Einen Job an der Universität zu haben hat nämlich in Polen hohes Prestige.

Akif sieht sich selbst auf zwei Ebenen erfolgreich: Einerseits beruflich, weil er sein Ziel, selbstständig zu sein, verwirklichen konnte – andererseits aber auch privat, weil er sich ein eigenes und unabhängiges Leben geschaffen hat.

14. 5. 2. Wege zum „Erfolg“

Ich fragte meine Interviewpartner danach, was ihrer Meinung nach entscheidend ist, um in Österreich erfolgreich zu sein. Wie oben erwähnt finden es alle wichtig, schnell Deutsch zu lernen. Auch persönliche Kontakte – also Netzwerke – zu haben, bezeichnen die meisten als vorteilhaft. Emeka, Nina und Efgani empfinden es außerdem so, dass man als Migrant mehr leisten muss als als Einheimischer, um zumindest als gleichwertig wahrgenommen zu werden. Grundsätzlich erklärten alle meine sieben Gesprächspartner, engagiert und hart zu arbeiten. Viktória achtet darauf, das „Ausländer-Sein“ nicht als Ausrede für Fehler zu verwenden: Wenn etwas nicht klappt, dürfe man nicht sagen, man sei halt Migrant und könne es nicht besser.

Abgesehen von gezielten Strategien geht es aber auch um die Ausgangspositionen, die man hatte, und – vor allem – um Glück: Dodo beschreibt, ihre Eltern lieferten ihr ein gutes Fundament, auf dem sie aufbauen konnte. Insofern bezeichnet sie ihren Erfolg als „Glück“. Den dazugehörenden, eigenen Antrieb, selbst viel zu erreichen, erklärt sie in Form einer Art „Generationenvertrag“: Man strebe danach, mindestens so viel zu haben, wie die Eltern hatten. Oder noch mehr – um der Folgegeneration noch mehr bieten zu können. Auch Efgani spricht von einer Verquickung glücklicher Umstände: Er traf zum richtigen Zeitpunkt im seinem Leben die richtigen Leute.

Akif wiederum sagt, seine Strategie, erfolgreich zu werden, war, sich von der türkischen Kultur abzuwenden, seine eigenen Entscheidungen zu treffen, und nicht auf die Eltern zu hören, sondern das zu machen, woran er selbst glaubte. Ähnliches findet sich auch in Jovanovićs Forschung zum Aufstieg serbischer und kroatischer Frauen. So analysiert die Autorin: *„Die bewusste Abgrenzung von der eigenen Gesellschaft erscheint zumeist für ein*

selbst bestimmtes Leben und damit auch für den beruflichen Erfolg unumgänglich.“
(Jovanović 2006:175)

14. 6. Diskriminierung

Keiner meiner Interviewpartner wurde am Arbeitsplatz auf Grund seiner Herkunft diskriminiert. Sehr wohl erlebten sie aber alle auf unterschiedlich intensive Art und Weise, wie es ist, als „Fremder“ in einem Land zu leben.

14. 6. 1. Von Angst bis zur handfesten Gewalt

Die Erfahrungen reichen von Angst bis hin zu handfester Gewalt. Efgani wurde als Jugendlicher in Gmunden von rechtsextremen Jugendlichen angegriffen. Dodo wurde zwar nicht mit körperlicher Gewalt konfrontiert, erzählt aber auch von Neo-Nazis in Linz, vor denen sie große Angst hatte. Nina empfand die Grundstimmung in Österreich als fremdenfeindlich, und deshalb will sie vorläufig nicht für längere Zeit in diesem Land leben.

Die einzige, die keine derartigen Erfahrungen machen musste, ist Agnieszka. Sie fühlt sich selbst auch nicht als „Ausländerin“. Alle außer ihr machten schon in der Schule mit so manchem Lehrer schlechte Erfahrungen. Das ist – abgesehen von der persönlichen Kränkung – auch insofern problematisch, als dass Jugendliche viel von ihrem Weltbild in der Schule formen, und man eine schulische Erziehung als sekundäre Sozialisation sehen kann. (vgl. Herzog-Punzenberger 2005: 68) Wenn nun zum Beispiel Dodos Klassenvorstand vor der ganzen Klasse einen Plastiksack als „Tschuschenkoffer“ bezeichnet, kann man das nicht eben „Vorbildwirkung“ nennen.

Interessanterweise berichten alle, im Erwachsenenalter so gut wie keine Erfahrungen mehr mit Diskriminierung zu machen. Das kann natürlich mit dem Umfeld zusammenhängen, in dem sie sich als Erwachsene bewegen: In einer Zeitungsredaktion, in einem Büro der EU oder im Parlament (im Grünen Club) erwartet man eher keine offene Fremdenfeindlichkeit. Dodos Erfahrung nach verschwindet Xenophobie in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen aber nicht einfach, sondern sie tritt in „eleganterer Verkleidung“ auf: *„Davon bin ich überzeugt. Das trifft mich oft. Und zwar so, dass man nicht sagen kann: Du bist ein xenophober Wappler.“* (INT 2: 16) In dem Fall höre sie dann Kommentare wie: *„Du bist Serbin, sehr interessant, meine Putzfrau auch.“* (ebd.)

Hier lässt sich wieder bei Kapitel 14. 2. 2. anschließen, dass Menschen aus unterschiedlichen Ländern unterschiedlich wahrgenommen werden. So hat man es als Deutscher oder Schwede in Österreich in der Regel leichter als als Türke oder Afrikaner. (vgl. Kohlbacher in: Binder et al. 2005: 105) Besonders schwierig haben es jene, die optisch als „fremd“ auffallen, was auch Emeka aus eigener Erfahrung bestätigen kann: *„Also der absolute Migrant ist der Afrikaner. Der dunkelhäutige Afrikaner.“* (INT 6: 19) Dodo zum Beispiel leidet unter den Vorurteilen gegen Serben, die ebenfalls weit verbreitet sind. Und schon als Kind bemerkte sie, dass die Stellung ihrer Eltern (Ärzte) mit ihrer Herkunft (damaliges Jugoslawien) in dieser Kombination für die Menschen so etwas wie ein Widerspruch war. (*„Dass quasi – ich sag's jetzt wirklich so grauslich, wie's damals auch rüberkam – der Tschusch a Doktor ist.“* INT 2: 3)

14. 7. Heimat und Zugehörigkeit

Zwei Gemeinsamkeiten fanden sich bei all meinen Interviewpartnern: Eine hundertprozentige, ausschließliche Zugehörigkeit zu einem Land empfindet keiner. Und alle gewinnen ihrer Herkunft in irgendeiner Form etwas Positives ab.

14. 7. 1. Die Herkunft als bestimmender Faktor

Viehböck und Bratić entwickelten ein Modell, laut dem sich die Migrantenjugendlichen bezüglich ihrer Zugehörigkeit zwischen drei Polen bewegen: Manche wollen das Anderssein verbergen, manche werden zu Integrationsverweigerern, und manche schaffen es, daraus einen Vorteil zu ziehen, dass sie zwei Heimaten haben. In jedem Fall spielt die Herkunft eine wichtige Rolle. (vgl. Viehböck et al. 1994: 100-103) Diese Theorie erweist sich auch in meinen sieben Fällen als zutreffend: Und zwar sehen alle einen Vorteil darin, zwei Gesellschaften anzugehören.

Natürlich gibt es Abstufungen: So betont Agnieszka, „definitiv“ Polin zu sein, und Emeka betont, „zu hundert Prozent“ Afrikaner zu sein. Dennoch haben beide einen Bezug zu Österreich. Interessant ist übrigens, dass sich Agnieszka zwar nicht als Österreicherin betrachtet, sich in Österreich aber auch kein bisschen als „Ausländerin“ fühlt. Für sie ist das aber kein Widerspruch. Efgani und Akif wiederum betonen beide, dass Österreich ihre Heimat ist. Dennoch haben beide einen Bezug zur Türkei. Wenn auch Akif – wahrscheinlich durch die negativen Erlebnisse in seiner Kindheit – der Türkei in vielen Bereichen kritisch

gegenüber steht. In Ninas Fall wandelte es sich im Laufe der Zeit: Wollte sie als Jugendliche ihre polnische Herkunft noch verstecken, so sieht sie sie heute als Vorteil.

Alle betonen, durch ihre Herkunft einen Vorteil zu haben – alleine durch die Mehrsprachigkeit. Einige empfinden es als Bereicherung, zwei Heimaten zu haben. Emeka will zum Beispiel sogar auffallen, und hofft dadurch auf Vorteile im Job.

14. 7. 2. Das Gefühl der „Dauerunzugehörigkeit“

Viktória, Nina und Dodo beschreiben, oft das Gefühl zu haben, nirgends wirklich dazuzugehören. Viktória spricht mehrmals von einem „Leben in zwei Welten“. Sprache ist in ihrem Leben ein wichtiges Thema, und sie empfindet es sogar in diesem Bereich so: Sie meint, zwar beide Sprachen zu beherrschen, aber keine ganz perfekt. Dodo spricht in diesem Zusammenhang von einer „*merkwürdigen, diffusen Dauerunzugehörigkeit*“ (INT 2: 8) Schon als Jugendliche war sie in Belgrad die „Schüchterne“, und in Österreich die „Laute“. Und auch Erwachsene fühlt sie sich nirgends zu hundertprozentig zugehörig. Bei ihr kommt noch hinzu, dass es das Land, wo sie geboren wurde, so nicht mehr gibt. Nina hat zu Polen und zu Österreich einen Bezug: „*Ich habe früher immer irgendwie das Gefühl gehabt, dass mir von polnischer und von österreichischer Kultur irgendwie zu viel fehlt, um eines von beiden zu sein.*“ (INT 1: 56) Mittlerweile betrachtet sie es so, dass sie von beiden etwas hat.

14. 8. Zusammenfassung

Natürlich kommen in dieser zusammenführenden Analyse der Interviews einige Details zu kurz – die ich aber ohnehin bei der Besprechung der Einzelinterviews anführe. Klarerweise wäre es nicht seriös, aus einem kleinen Sample von sieben Personen allgemein gültige Schlüsse zu ziehen. Aber man kann Tendenzen herauslesen.

Sind die Eltern selbst gebildet, dürfte das häufig zu einer guten Ausbildung der Kinder führen. Alleine deshalb, weil die Eltern Wert auf die Bildung ihrer Kinder legen. (Soweit trifft es vermutlich aber genauso auf österreichische Familien zu.) Was bei Migrantenfamilien jedoch noch hinzukommt, ist, dass gebildete Eltern offenbar besser über das österreichische Schul- und Universitätssystem Bescheid wissen, und so ihre Kinder entsprechend darin positionieren können. Ebenso haben Eltern mit höherer Bildung eher einen Job, in dem sie genug Geld verdienen, sodass die Familie nicht in prekären Verhältnissen leben muss – welche ja wiederum den Schulerfolg der Kinder beeinträchtigen können. So wie es sich in meiner

Forschung zeigte, ist ein finanzielles und bildungsmäßiges Fundament im Elternhaus ein in mehreren Hinsichten nicht unbeträchtlicher Vorteil, der die Wahrscheinlichkeit erhöht, selbst „mehr“ zu erreichen.

Natürlich ist das aber nicht eine zwingende Voraussetzung. Der eigene Ehrgeiz und die eigene Motivation (im Extremfall wäre das, aus den Verhältnissen zu Hause ausbrechen zu wollen) spielen ebenso eine große Rolle. Das ist eine Parallele, die ich auch in allen sieben Lebensgeschichten fand: Sie alle lernten und arbeiteten engagiert, und nahmen für ihre Ausbildung viel in Kauf.

Für alle sieben Personen, die ich interviewt habe, ist ihre Herkunft ein wichtiges Thema. Sie alle schafften eine Integration in die so genannte Mittelschicht (vgl. Herzog-Punzenberger in: Binder et al. 2005: 194), und insofern könnte man sagen, in ihren Fällen ist die ethnische Identität mehr Gegenstand freier Wahl. In der Position, in der sie sich befinden, erwächst ihnen aus ihrer Herkunft in der Regel kein Nachteil mehr. Denn – und das bestätigten auch alle Interviewpartner – es gibt ein gewisses Maß an Fremdenfeindlichkeit, und Migranten können diesbezüglich durchaus Nachteile haben.

Ein ziemlich eindeutiges Ergebnis fand ich im Bereich Spracherwerb: Gemessen an den von mir untersuchten Fällen dürfte es eine brauchbare Methode sein, zu Hause mit den Kindern in der Muttersprache zu sprechen, und ihnen so darin ein gutes Fundament zu schaffen – und gleichzeitig aber auch das Erlernen der deutschen Sprache zu fördern. Alle von mir interviewten Personen bezeichneten ihre Zweisprachigkeit dezidiert als einen Vorteil. Grundsätzlich sind Deutschkenntnisse, wie sich zeigte, eine wichtige Voraussetzung, um sich hierzulande zu Recht zu finden.

In diesem Zusammenhang dürfte es auch von Vorteil sein, nicht in einer ethnischen Nachbarschaft zu leben, sondern unter Einheimischen. Das kann das Erlernen der Sprache beschleunigen, und außerdem zu einer schnelleren Einbindung in die Mehrheitsgesellschaft führen. Und Bekanntschaften und Netzwerke haben sozial wie beruflich eine Bedeutung.

15. MIGRANTENORGANISATIONEN IN WIEN AM BEISPIEL VON „BLACK AUSTRIA“

Im Jahr 2004 machte die Studie „MigrantInnenvereine in Wien“¹⁴ eine Bestandsaufnahme der von Zuwanderern gegründeten Organisationen in der Bundeshauptstadt. Insgesamt gab es zum damaligen Zeitpunkt 728 Organisationen, davon 554 in Form von Vereinen. Im Hinblick auf die häufigsten Aktivitätsbereiche zeigte sich, dass allen voran Herkunftskulturpflege und Folklore standen, gefolgt von Religionsausübung, Begegnung und Geselligkeit, Sport und schließlich Integrationshilfe. (vgl. Sohler in: Fassmann (Hrsg.) 2007: 377- 379) Im Hinblick auf mein Thema möchte ich am Ende meiner Arbeit schließlich noch auf MigrantInnenorganisationen eingehen, und zwar am Beispiel von *black austria*. Ich betrachte dieses Kapitel als positive Abrundung meines Themas, in dem gezeigt werden soll, wie von MigrantInnen gegründete Grassroot-Initiativen das Thema „MigrantInnen in Österreich“ aufgreifen, um Vorurteile abzubauen.

15. 1. Kampagnen zum Abbau von Vorurteilen

„Deutsch lernen hab ich nicht nötig.“

„Ich dreh ständig ein Ding.“

„Ich hab’s auf eure Kinder abgesehen.“

Menschen mit schwarzer Hautfarbe, die mit derartigen Aussagen zitiert werden – und zwar auf Plakaten in ganz Wien? Dabei handelte es sich aber keineswegs um Wahlplakate von Parteien des rechten Lagers (siehe 1. 2.), um so die banalsten Vorurteile zu schüren. Im Gegenteil: Diese Plakate sollten Vorurteile abbauen. Und zumindest ein bisschen etwas scheinen sie bewirkt zu haben.

Diese Plakatkampagne im Jahr 2007 war die Idee der Initiative *black austria*. Gegründet wurde *black austria* von Simon Inou und Beatrice Achaleke. Die Eigendefinition laut Presstext aus dem Jahr 2007 beschreibt *black austria* als: „Kommunikationskampagne zum

¹⁴ Durchgeführt von Herbst 2001 bis Sommer 2003 am Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung und mit Förderung des Wiener Integrationsfonds, der MA 57 und der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien

Abbau von Vorurteilen gegenüber in Österreich lebenden schwarzen Menschen.“ (Presstext 2007: 2) Diese sollen nicht mehr aufgrund ihrer Hautfarbe diskriminiert oder gar kriminalisiert werden. Das Ziel sei ein kleiner Beitrag zum offeneren Umgang miteinander. Eine Initiative also, bei der Migranten aktiv wurden, um ihre Situation zu verbessern.

15. 2. Unterschiedliche Organisationen und deren Aufgaben

Grundsätzlich gibt es verschiedene Arten von Aktivitäten, Zusammenschlüssen und Institutionen, mit denen sich Migranten und Angehörige ethnischer Minderheiten Gehör verschaffen können. Vertovec nennt beispielsweise zur groben Unterscheidung fünf Typen: Organisationen, die sich vor allem auf das Heimatland und die Herkunft der Migranten berufen; (beratende) Einrichtungen, die kollektive Interessen repräsentieren sollen; Organisationen die sich um Angelegenheiten am Arbeitsplatz kümmern; politische oder religiöse Parteien; und kurzzeitige Zusammenschlüsse wie Streiks oder Demonstrationen. Am häufigsten seien die beratenden Einrichtungen, die eine Zusammenarbeit zwischen den Einwanderern und der lokalen Verwaltung beziehungsweise Politik fördern. Immerhin habe man so eine Form von zwar beschränktem, aber immerhin garantiertem Zugang zu politischen Prozessen. Natürlich können Initiativen auch Mischformen aus den oben beschriebenen Möglichkeiten sein. (vgl. Vertovec 1999: 8)

In meiner Arbeit möchte ich schwerpunktmäßig auf die Initiative *black austria* in Österreich eingehen, da diese es sich zum Ziel gemacht hat, das Ansehen von Migranten im Land zu verbessern. Und ein höheres Ansehen ermöglicht es schließlich eher, beruflich wie privat „Erfolg“ zu haben. Kurz zusammengefasst könnte man *black austria* als Initiative beschreiben, die von Migranten (unter anderem – aber nicht ausschließlich – afrikanischer Herkunft) und von Österreichern gemeinsam geführt wird. Ihr Ziel ist es, die Interessen der Migranten insofern zu vertreten, als dass sie in der Öffentlichkeit positiver wahrgenommen und Vorurteile abgebaut werden. Das wiederum soll die Chance der Migranten erhöhen, sich in die Gesellschaft erfolgreich einzugliedern. Ging es anfangs vor allem um Menschen mit schwarzer Hautfarbe, so richtet sich das Augenmerk der Initiative mittlerweile darauf, generell das Image von Migranten zu verbessern. Derartige Initiativen sind also ein Versuch der Migranten, sich Gehör zu verschaffen. Es sollen aber auch noch Beispiele anderer Initiativen und Aktionen angeführt werden.

15. 2. 1. Grassroot-Initiativen

Bei Recherchen über Initiativen, mit denen sich diverse Communities Gehör verschaffen wollen, stößt man immer wieder auf den Begriff der Grassroot-Bewegungen: Der Begriff stammt ursprünglich aus den USA, und wurde wahrscheinlich im Jahr 1912 erstmals vom damaligen Senator von Indiana, Albert Jeremiah Beveridge, verwendet. Dieser sagte damals über eine Partei, sie komme direkt von den *grass roots* – also sie wurzle quasi direkt in den Bedürfnissen der Menschen, die sich für etwas einsetzen. Grassroot-Bewegungen entstehen spontan und auf Eigeninitiative der Menschen, die mitmachen, und nicht innerhalb traditioneller, offizieller Strukturen der Gesellschaft. Oft handelt es sich um lokale Initiativen, die hauptsächlich von Freiwilligen getragen werden. Typische Techniken, mit denen Grassroot-Bewegungen arbeiten, wären zum Beispiel: regelmäßige größere oder kleinere Meetings abzuhalten, mit Postern und Plakaten auf sich aufmerksam zu machen, Passanten auf der Straße anzusprechen, Unterschriften zu sammeln, bei Sponsoren um Geld anzusuchen, Demonstrationen zu organisieren, etc. (vgl. URL 12)

Es geht also den Betroffenen darum, mehr mit eingebunden zu werden, und an politischen Entscheidungsprozessen teilhaben zu können. Appadurai unterscheidet zudem zwischen Grassroot-Gruppen, die mit militärischen Mitteln (etwa bewaffnet) auftreten, und solchen, die Partnerschaften zwischen unterschiedlichen Gruppen, wie beispielsweise Staat und Arbeiter, anstreben. (vgl. Appadurai 2001: 2) Zudem gibt es „themenbasierte“ Gruppen, deren Anliegen etwa die Umwelt, Kinderarbeit oder Erkrankungen sein können – und auch „identitätsbasierte“ Gruppen: etwa Organisationen von Feministinnen, Homosexuellen oder Indigenen. (ebd.: 5). *black austria* gehört zur zweiten Gruppe, da es um die Identität der Einwanderer und in Österreich geht, und auch darum, wie sie hier wahrgenommen werden (wollen).

Insofern kann man *black austria* durchaus als Grassroot-Bewegung bezeichnen: Sie entstand auf Initiative der Betroffenen (gegründet wurde es von Simon Inou und Beatrice Achaleke, die beide aus Afrika stammen), und es handelt sich dabei um eine lokale Organisation, die vor allem in Wien und Niederösterreich bekannt ist. Ebenso haben sie bei Sponsoren um finanzielle Unterstützung angesucht, um ihre Plakatkampagnen zu finanzieren.

15. 3. *black austria*: Initiative gegen Rassismus

black austria wollte nun also zu Beginn die Interessen der Menschen mit schwarzer Hautfarbe vertreten, und Vorurteile gegenüber diesen verringern. Es geht vor allem um den Transport einer bestimmten Botschaft. Inou spricht übrigens betont von Menschen mit „schwarzer Hautfarbe“, beziehungsweise von „Schwarzen“: *„Ich sage nicht ‚Schwarzafrikaner‘, weil ‚Schwarzafrikaner‘ ist ein sehr rassistischer Begriff, und der wird von der Polizei verwendet.“* (INT 4: 3) Migranten, die in Österreich leben, sind oft mit Problemen konfrontiert, die aus Vorurteilen heraus entstehen. Und besonders trifft das eben Menschen mit schwarzer Hautfarbe, beschreibt Simon Inou:

„Wenn du eine schwarze Hautfarbe hast, bist du fast verdammt, ja? Das ist klar. Weil erstens: Du bist sichtbar als Migrant. Wenn ich auf die Mariahilfer Straße oder so gehe, dann sieht man schon auf ein paar Hundert Meter, das ist ein Schwarzer.“ (INT 4: 3)

Sie haben also den Nachteil, optisch sofort als „fremd“ aufzufallen. Grundsätzlich hätten es Migranten in Österreich oft schwer – vor allem aber Schwarze, und auch Türken. Inou erklärt, dass zwar auch über die Tschetschenen in den Medien viel Negatives berichtet werde, aber dass Schwarze und Türken seiner Erfahrung nach am meisten beängstigend wirken. Diese zwei Gruppen hätten folglich die meisten Probleme. (INT 4: 3) Das Hauptproblem ist die Unwissenheit, die wiederum der Nährboden für Vorurteile ist. So ist weitgehend unbekannt, dass rund 75 % der in Wien lebenden Afrikaner Matura haben, und 33 % ein Universitätsstudium. (vgl. Presstext 2007: 2)

Aber: Trotz guter Ausbildung oder passender Qualifikation sind Schwarze immer wieder Diskriminierungen ausgesetzt. Simon Inou erzählt von einem Fall, der in Wien in einer Bank passiert ist:

„Da kommt jemand aus Ghana, ist hier geboren, hat an der WU studiert, hat mit Auszeichnung abgeschlossen. [...] Er macht eine Ausbildung, alles läuft perfekt, bis zum Zeitpunkt, wo jetzt das Praktikum endet, und die Arbeit anfangen soll. [...] Sie bekommen innerhalb dieses Praktikums Jobs innerhalb der Firma, und er bekommt einen Job – aber der Job, für den er sich beworben hat, der war nicht in leitender Position, aber auch nicht im Keller sitzen und in Dokumenten blättern, sondern: Der war irgendwo, wo Banker sitzen und wo Leute wie er sitzen können und diese Arbeit machen. Dann bekommt er einen Job, im Keller muss er sitzen, und die anderen drei sind oben. Das sind institutionelle Unterschiede ... für mich ist es institutioneller Rassismus, eigentlich. Und wenn man dann die Bank fragt, was passiert dann? Das war vor drei oder vier Jahren: ‚Wissen Sie, wir können so eine Person nicht an eine sichtbare Stelle setzen.‘“ (INT 4: 5)

Ebenso komme es durchaus vor, dass Afrikaner in Lokalen in Wien nicht bedient werden, oder erst gar keinen Zutritt haben. Auch Inou selbst war schon betroffen. Er hätte den Fall zur Gleichbehandlungskommission gebracht, die oftmals über derartige Vorkommnisse berichtet. Da es etliche Lokale in Wien gäbe, wo das üblich sei, gehe er kaum noch aus.

15. 3. 1. Menschen mit schwarzer Hautfarbe: Opfer oder Täter

Ebenso, erklärt Inou, berichten die Medien meist einseitig. Schwarze kommen vor allem als Opfer, oder als Täter vor: *„Ich bin Journalist, ich lebe in Österreich, und ich sage: Das kann nicht sein. Ich bin kein Täter, ich bin kein Opfer.“* (INT 4: 12) Dieses Problem belastet viele Afrikaner in Österreich, wie auch ein kurzer Test zeigt: Gibt man für eine Stichprobe in der Internet-Suchmaschine „google“ die Suchbegriffe „Afrikaner in Österreich“ ein, stößt man auf zahlreiche Artikel, die diese Umstände beklagen, und die auch Simon Inous Aussagen bestätigen. So etwa – um nur eines der vielen Beispiele anzuführen – auf der Plattform no-racism.net:

„Innerhalb der Hierarchisierung von Migranten in ‚bessere‘ und ‚schlechtere‘ stehen Afrikaner und Afrikanerinnen ganz unten und werden als politische Akteure gar nicht erwähnt. Ganz anders ist das natürlich, wenn es sich um ein negatives Beispiel handelt. [...] Wenn unglücklicherweise ein Afrikaner oder eine Afrikanerin in ein kriminelles Delikt verwickelt ist, dann leidet die ganze afrikanische Gemeinschaft darunter, denn die Presse, Politiker und die Bevölkerung gehen dann auf die ganze Gemeinschaft los, als wollte man uns durch diese Verallgemeinerung jedes Mal sagen, dass wir uns im ‚falschen Land‘ befinden und dass wir selbst das eigentliche Problem sind. [...] Die Medien werden als verlängerter Arm der Polizei und der Politik betrachtet. Die Medien machen im Allgemeinen ihre Arbeit nicht so, wie sie sollten. Hier findet man die eingangs erwähnte eurozentristische Fremdwahrnehmung des afrikanischen Kontinents und die altbekannten Bilder über Afrikaner wieder: z. B. primitiv, wild und aggressiv.“ (URL 4)

Ein weiterer Versuch: Die Suche auf der Homepage einer großen österreichischen Tageszeitung nach Berichten über Afrikaner. Findet man Artikel, und wenn ja, in welcher Tonalität? Für mein Experiment besuchte ich am 16. Februar 2009 die Homepage des „Kurier“. Und sofort findet sich einen Artikel, der darüber berichtet, dass ein Lehrer der Vienna International School in der U-Bahn in Wien krankenhausreif geschlagen wurde. Der Mann ist schwarz und US-Staatsbürger. Die Täter waren Polizisten, die den Lehrer angeblich für einen Drogendealer hielten (vgl. URL 5). Geht man einen Schritt weiter, und verfolgt man einen bestimmten Link, so kann man die Kommentare der Leser zu diesem Artikel sehen. Die meisten User äußern Solidarität mit dem Lehrer. Allerdings: In einem Kommentar findet sich die Formulierung *„Die Gestalten, u. a. auch Schwarzafrikaner, die um diese Zeit die U4*

bevölkern, da kann man schon Angst bekommen.“ (URL 6) Soviel zu Inous Aussage, Schwarze seien in den Medien hauptsächlich Opfer oder Täter. Derartige Berichte sind in der Tat immer wieder zu finden.

15. 4. Die Kampagnen von *black austria*

Laut Vertovec kann es in westlichen Gesellschaften (durch den ständigen politischen und wirtschaftlichen Wandel) zu vielen Arten von Ausschließungen kommen – unter anderem zu ungleichem Zugang zu öffentlichen Mitteln oder zur Politik. Grundsätzlich hätten Gesellschaftsmitglieder wenig Kontrolle über Inhalte und Ergebnisse der Politik. Besonders betroffen von diesen Ausschließungen seien Immigranten und ethnische Minderheiten. Daher entstand die Notwendigkeit für diese Randgruppen, sich zu formieren, und sich in irgendeiner Form in der Politik oder in der Öffentlichkeit Gehör zu schaffen. (vgl. Vertovec 1999: 1-2) Es sei wichtig, die Communities zu ermutigen, sich in den Entscheidungsprozessen mit einzubringen, um die Relevanz ihrer Ideen und Ressourcen zu zeigen. So könne man bestimmte Bilder, die über so manche Gruppe herrschen, dekonstruieren. (ebd.: 5-6) Simon Inou wollte mit den Kampagnen der Initiative *black austria* Ängste vor und Vorurteile gegenüber schwarzen Menschen in Österreich abbauen:

„Wir haben schon mit zigtausenden Aktivitäten versucht, die Leute, und die Medien aufmerksam zu machen. Wie das Leben von Schwarzen ist. Das war für uns die Gelegenheit, zu sagen: ‚Wir machen eine ganz groß angelegte Kampagne, und wir brauchen Verbündete.‘“ (INT 4: 12)

So entstand die Idee für diese Plakatkampagne. Die Motive sollten ins Auge stechen, witzig sein und zum Nachdenken anregen. Bewusst wurde mit gängigen Vorurteilen gespielt: Dazu wurde ein österreichischer Texter gesucht, der mit den heimischen Klischees und Vorurteilen vertraut war, und der daher die pointierten Sprüche verfassen konnte. Für Inou auch ein gutes Beispiel für interkulturelle Zusammenarbeit: *„Die so genannte Integration – ich sage immer: Partizipation – ist eigentlich nur möglich, wenn wir gemeinsam durchstarten.“* (INT 4: 13).

Das Ergebnis waren fünf Plakat-Sujets, die schwarze Menschen zeigen, die in Österreich leben – versehen mit Headlines, die immer ein gängiges Klischee bedienen, die aber eigentlich in Zusammenhang mit dem Beruf der Person stehen. So sagt zum Beispiel der Filmemacher: *„Ich dreh ständig ein Ding“*, die Tagesmutter: *„Ich hab’s auf eure Kinder abgesehen“*, und die Studentin der Zweiten Generation: *„Deutsch lernen hab ich nicht nötig.“* So bekommen die Sprüche statt der negativen eine positive Bedeutung. Laut Inou gab es bei der ersten Kampagne 1700 Plakate in Wien und Niederösterreich. In den Medien gab es

außerdem zahlreiche Berichte. Die Sujets wurden teilweise sogar in Deutschland und der Schweiz übernommen, etwa um bei Straßenfestivals gezeigt zu werden.

Doch zu Beginn war es nicht einfach, Partner für das Projekt zu finden:

„Am Anfang dieser Geschichte haben wir null Geld in der Kassa gehabt, null. Wir haben die Idee, wir brauchen Verbündete, mit denen wir reden können. Wir haben Bilder gemacht und wir haben Firmen kontaktiert. Überall haben wir gesagt: ‚Liebe Leute, wir machen dieses Projekt.‘ Und dann haben das manche gesehen und haben gesagt: ‚Ja, toll, ich find das toll, ich mach mit.‘ Raiffeisenbank, zum Beispiel. Überraschend, aber es ist so. Und dann haben wir gesagt, wir können diese ganze Kampagne nicht ganz allein machen, weil wir keine finanziellen Mittel haben. Aber eine Möglichkeit wäre, diese ganzen Bilder – Plakatgeschichten – über die Medien zu transportieren“ (INT 4: 12)

Mehrere Verlage hätten sich schließlich zur Mitarbeit bereiterklärt, und auch andere Zeitungen und Zeitschriften suchten sich passende Sujets aus und veröffentlichten sie. So druckte eine Musikzeitschrift etwa die Radio-Moderatorin ab. Wichtig sei nur, so Inou, hartnäckig zu sein: Man dürfe nicht im Büro sitzen und warten. Man müsse viel telefonieren, und massenhaft eMails verschicken. Natürlich kassiere man auch zahlreiche Ablehnungen, da nicht viele der kontaktierten Menschen ihre Unterstützung zusagten. Man brauche also jede Menge Geduld und Durchhaltevermögen. (vgl. INT 4: 13)

Die erste Kampagne wurde übrigens mit der „Sozialmarie“, einer Auszeichnung für innovative Sozialprojekte, ausgezeichnet. Da sie doch einiges an Aufmerksamkeit erregte, startete *black austria* im folgenden Jahr 2008 die zweiten Kampagne „Leiberltausch – Damit Schwarze Menschen in Österreich ein Leiberl haben.“ Um Leiberl ging es im wortwörtlichen Sinne: Für die Kampagne 2008 wurden T-Shirts designt, die mit einem Wort für ein typisches Vorurteil gegenüber Schwarzen bedruckt waren: Sozialschmarotzer, Drogendealer, Scheinasylant, Scheinehemann, Scheinehefrau.

Die Aussagen sind laut dem Presstext von 2008 vielschichtig: Erstens sei es so einfach, ein Vorurteil übergezogen zu bekommen, wie ein T-Shirt. Zweitens könne man diese T-Shirts tragen, und versuchen zu spüren, wie es ist, wegen seines Aussehens in eine Schublade gesteckt zu werden. Aber: Als Mensch mit weißer Hautfarbe könne man das Leiberl ausziehen – als Mensch mit schwarzer Hautfarbe nicht. Das Tragen eines Leiberls von *black austria* soll also Solidarität mit jenen demonstrieren, die wegen ihres Aussehens diskriminiert werden. (vgl. Presstext 2008: 2)

Auf den Plakaten dieser Kampagne waren österreichische Prominente mit besagten T-Shirts abgebildet. Inou fand erneut Unterstützung in der Gesellschaft:

„[...] es gibt schon viele Österreicherinnen und Österreicher, die sich engagieren, damit sie zumindest an Respekt, an Toleranz und an Ansehen gewinnen. Und wir haben diese Kampagne für diese Mehrheitsgesellschaft gemacht.“ (Interview vom 13. 02. 2009: 15)

Mitgemacht haben Willi Resetaris, Dodo Rošćić, Roland Düringer, Kristina Sprenger und Herbert Prohaska. Neben den Plakaten gab es erneut eine Kooperation mit Printmedien, eine Homepage, auf der man die T-Shirts selbst bestellen kann, und sogar TV- und Kino-Spots. (vgl. Presstext 2008: 3) Dodo Rošćić erklärt ihr Engagement für *black austria* folgendermaßen: *„Ich hab mitgemacht, weil ich überall gerne mitmache, wo man mit dieser Bekanntheit endlich mal was Gescheites machen und außerhalb von Bussi-Bussi für die aus meiner Sicht richtigen Werte zur Verfügung stehen kann.“ (INT 2 : 45)*

2008 waren es mehr Plakate als im Jahr zuvor, nämlich 2100. Dank zahlreicher Unterstützer, die alle unentgeltlich gearbeitet hatten, seien die beiden Kampagnen realisierbar gewesen, erklärt Inou:

„Wir waren sogar im Kino. RTL hat uns unterstützt. Bei dem ‚Leiberltausch‘ und so weiter. Das war genial. Es gibt da Firmen, die uns zum Beispiel Druckkosten erlassen haben, die waren gleich Null. Gewista hat gesagt, wir haben Plakate. Die EU hat gesagt, für Konferenzen nehmen sie die Plakate, das ist kein Problem. Das war gut. Das war sehr gut. Die, die beteiligt waren, haben ohne Groschen gearbeitet, also ohne Cent gearbeitet.“ (INT 4: 14).

Durch diese kurze Beschreibung der Aktivitäten von *black austria* kann man also in etwa nachvollziehen, wie viel Arbeit hinter einer einzelnen Kampagne steckt.

15. 4. 1. Die Folgen der Kampagnen

Beide Kampagnen, so Inou, hätten schließlich doch einiges bewirkt in der Öffentlichkeit: *black austria* sei mittlerweile bekannt, sowohl unter den Österreichern, als auch innerhalb der black communities. Ebenso habe sich die Berichterstattung über Menschen mit schwarzer Hautfarbe in den Medien verändert: Durch die Plakataktionen seien die Journalisten auch unter einem gewissen Druck gestanden, und es hätte wesentlich weniger Negativwerbung für Schwarze gegeben. Und wenn Journalisten über Afrikaner berichten wollten, war *black austria* eine wichtige Anlaufstelle, deren Mitarbeiter plötzlich sehr oft kontaktiert wurden, beschreibt Inou: *„Also: ‚Warum gibt es ein Drogenproblem, was sagen Sie dazu,...‘ und so weiter. Man hat die Menschen mehr wahrgenommen. Das war das wichtigste.“ (INT 4: 15)*

Immerhin gehöre es schließlich zur journalistischen Arbeit, die Betroffenen auch zu kontaktieren. Inou bezeichnet das Projekt als großen Erfolg: für ihn persönlich, als Projekt selbst, aber auch für die österreichische Gesellschaft.

Besuchte man Anfang 2009 die Homepage der Organisation, stand dort:

„black austria beendet seine Aktivitäten: Nach zwei Jahren und zwei erfolgreichen Kampagnen steht die Initiative black austria, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, einen Beitrag zum Abbau von Vorurteilen gegenüber Menschen mit schwarzer Hautfarbe zu leisten, vor dem Aus. Es mangle einfach an Geld für die Kommunikationsarbeit, wie die Gründungsmitglieder Beatrice Achaleke und Simon Inou erklären. [...] Der erste Schwarze US-Präsident der Geschichte wurde angelobt. In Österreich erzählt ein Landeshauptmann ‚Negerwitze‘. Schade, dass black austria gerade in Zeiten wie diesen aufgeben muss.“ (URL 3; besucht im Februar 2009)

Im Gespräch mit Simon Inou stellt sich die Situation jedoch etwas anders dar: *black austria* komme wieder. Nachsatz: *„Wir werden nicht mehr nur das Thema Schwarz machen. Sondern das Thema Migration. black austria, das ist schon eine Referenz, aber wir werden jetzt das Thema Migration machen.“* (INT 4: 17) Das mit dem Geldmangel stimme, daher wolle man nun in eine andere Richtung weitermachen. Das Ziel sei zwar nicht, etwas zu verdienen mit den Projekten. Dennoch brauche man eine gewisse Menge Geld, etwa für die Kooperationen mit den Tageszeitungen und Magazinen. Grundsätzlich wolle man thematisch mehr in die Breite gehen. Als erste – zum Interviewzeitpunkt noch inoffizielle – Pläne für eine Fortsetzung nennt Inou die Idee, das Thema Islam anzusprechen. Der Islam wirke nämlich auf viele Österreicher beängstigend, und es fehle an einer sachlichen Diskussion darüber.

15. 4. 2. Weitere Projekte

Doch *black austria* ist nicht das einzige Projekt, das Migranten in Österreich helfen soll. Simon Inou und seine Mitarbeiter engagieren sich an mehreren Fronten, um einerseits das Ansehen der Einwanderer zu verbessern, und ihnen andererseits auch Möglichkeiten zu bieten, sich selbst einzubringen. Durch seinen Hauptberuf als Journalist spielt sich das meiste im Medienbereich ab. So gibt es auf seine Initiative hin seit 2008 jeden Mittwoch eine ganze Seite in der Tageszeitung „Die Presse“, die von Journalisten mit Migrationshintergrund gefüllt wird. Das ist das erste Mal in Österreich, dass Migranten regelmäßig für eine große Tageszeitung arbeiten. Weiters gab es 2008 eine Medienmesse, bei der sich Medien, die mit dem Bereich Migration zu tun haben, präsentieren und vernetzen konnten. (vgl. INT 4: 15).

Ebenso geht die Einführung eines Preises für Journalisten mit Migrationshintergrund auf ein Projekt von Inou zurück:

„Das letzte Projekt, das wir gemacht haben, was auch sehr, sehr wichtig ist, ist, dass wir bemerkt haben, im Journalistenbereich gibt es Preise. Ich habe bemerkt, es gibt in keinem Bereich etwas für Journalisten, die für den muttersprachlichen Bereich schreiben. Und es war wichtig, zu sagen: ‚Gut, wir haben die Initiative, wir wollen diese Menschen jetzt auch ins Zentrum bringen.‘ Und einen Preis für sie gründen. Wir haben einen Preis gegründet, wir sind zum Presseclub Concordia gegangen, weil das auch ein langjähriger Partner ist. Und die haben gesagt, wir machen mit. Inzwischen hat das Bundeskanzleramt den Preis gesponsert. Und es hat uns interessiert, die Preise für die nächsten Jahre zu gestalten. Das sind Sachen, die Migranten in diesem Land einfach ein anderes Leben geben.“ (INT 4: 16)

Wichtig sei es, dran zu bleiben. Inou betont, man könne durchaus auch frech sein und die Leute ein wenig provozieren. Teilweise komme das ganz gut an. Und wenn die Leute meinen, man solle zu einem späteren Zeitpunkt wieder kommen, dann müsse man das auch wirklich tun. *„Da können sie sogar sagen: ‚Kommen Sie in zwei Jahren.‘ Das ist kein Problem: Ich notiere das in meinem Kalender. Und zwei Jahre später rufe ich an: ‚Sie haben damals gesagt, ich soll kommen. Wie ist das jetzt?‘“ (INT 4: 16)*

15. 5. Beispiel einer erfolgreichen Grassroot-Bewegung in Indien

Als weiteres Beispiel möchte ich hier noch eine Bewegung anführen, die sich aus drei Organisationen in Mumbai gebildet hat. Ich beziehe mich dabei auf den Artikel „Deep Democracy: Urban Governmentality and the Horizon of Politics“ von Arjun Appadurai. In seiner Arbeit betont er, dass nicht-Regierungsnahe Organisationen und Bewegungen immer mehr an Bedeutung gewinnen – sowohl auf lokaler, als auch auf globaler Ebene. Sie werden für Randgruppen ein immer wichtigeres Mittel, sich Gehör in einer globalisierten Welt zu verschaffen. Appadurai spricht in diesem Zusammenhang auch von einer „Demokratie ohne Grenzen“, da sich die Gruppen dank der modernen Kommunikationstechnologien über immer größere Räume hinweg vernetzen können. (vgl. Appadurai 2001: 2, 22)

Die oben erwähnte Bewegung nennt sich einfach „the Alliance“, und besteht aus drei verschiedenen Organisationen: „SPARC“ (Sozialarbeiter, die mit Armen in Mumbai arbeiten), „NSDF“ (eine Grassroot-Bewegung von Slum-Bewohnern) und „Mahila Milan“ (eine Organisation armer Frauen). Gemeinsam verfolgen sie als „Alliance“ das Ziel, den Menschen zu sicherem Landbesitz und zu einem festen Wohnsitz, sowie auch Zugang zur Infrastruktur (Elektrizität, Wasser, öffentliche Verkehrsmittel, etc.) ihrer Stadt zu verschaffen.

Die „Alliance“ hat Kontakte zum Staat, und Netzwerke in ganz Indien, wie auch in anderen Ländern. (vgl. Appadurai 2001: 3) Mit diesem Beispiel möchte ich aufzeigen, dass Grassroot-Organisationen tatsächlich größere Bedeutung in einem Land erlangen können. Natürlich zeigt dieser Fall eine Sonderform der Grassroot-Initiativen, dennoch veranschaulicht es gut, dass derartige Zusammenschlüsse durchaus erfolgreich sein können.

Appadurai nennt die Betroffenen in Mumbai „*citizens without a city*“. Oftmals leben sie in Slums, und wenn sie arbeiten, dann nur temporär in sozial nicht hoch angesehenen Jobs. Die Methoden der „Alliance“ fußen auf allem, was die Armen selbst können: Sie organisieren sich selbst, sie mobilisieren, sie unterrichten und sie lernen. Die Idee dahinter: Niemand weiß besser, wie die Armen überleben, als sie selbst. Daher ist es auch eine Grassroot-Bewegung, da sie direkt von den Betroffenen ins Leben gerufen wurde, und auf deren elementarsten Bedürfnissen fußt. Ihre Art zu arbeiten ist, keine Kontakte zur Unterwelt zu knüpfen, dafür aber mit allen zu reden, die an der Macht sind (auch z. B. mit der umstrittenen, nationalistischen Partei Shiva Sena). Das hat für sie den doppelten Vorteil, einerseits als politisch unabhängig gesehen zu werden, und andererseits Zugang zu politischen Entscheidungsprozessen zu bekommen. Ebenso suchen sie Kontakt zu nicht-politischen Bereichen, etwa zu Stromlieferanten oder Transportunternehmen. Wichtig ist vor allem die Vernetzung der Familien und Communities der Armen. (ebd.: 7-8) Es geht also um eine komplexe Strategie – die Mitglieder kommen von den unteren Schichten der Gesellschaft, kooperieren aber mit dem Staat, und kopieren ihn teilweise sogar. Appadurai spricht in diesem Zusammenhang von einer „governmentality from below“, also von einer Art und Weise – oder einer „Mentalität“ – des Regierens, die direkt im Volk entsteht. (ebd.: 13)

Was für die Betroffenen im Falle Mumbais etwa von Vorteil ist, erklärt Appadurai folgendermaßen: Staatlich geförderte Aktionen für die Slumbewohner haben oft kein genaueres Bild davon, wer die Slumbewohner wirklich sind. Ihr Ziel ist ein für sie in Wahrheit abstrakter Teil der Bevölkerung. Daher ist es eine der Aufgabe der „Alliance“, statistisches Material über die Slums zu erstellen: Sie halten genau fest, wo welche Individuen wie leben, wie lange sie so dort leben, etc. Damit machen sie die eigentlich vorher unsichtbaren Bürger zumindest statistisch sichtbar. Das wäre eben eine der zahlreichen Strategien, wie sich die Bewohner artikulieren, und mit der Regierung kommunizieren. (ebd.: 14) Das ist aber nur ein Beispiel für viele Möglichkeiten: Grundsätzlich sei es für die Communities vorteilhaft, sich in über die Grenzen hinweg zu vernetzen, sowohl vertikal (lokal und national), als auch horizontal (transnational und global). Kooperationen und

Partnerschaften, die so entstehen würden einen immer fortschreitenden, langsamen Fortschritt mit sich bringen. (ebd.: 23)

Natürlich geht es bei *black austria* um ein anderes Thema: Während es in Indien vor allem um die materiellen Grundbedürfnisse der Menschen geht, so geht es bei *black austria* eher um etwas symbolisches und politisches – nämlich darum, das Ansehen der Migranten zu verbessern und sie so in die Gesellschaft einzugliedern. Grundsätzlich wollen aber beide Grassroot-Initiativen, gegründet von Randgruppen der Gesellschaft, Aufmerksamkeit erregen und ihre Rechte durchsetzen. Auch bei *black austria* wird alles von den Betroffenen organisiert, und ebenso sind sie politisch unabhängig. Ebenso wie die „Alliance“ in Indien will *black austria*, dass die Betroffenen, die sie vertritt, in der Gesellschaft sichtbarer werden, und vor allem auch als das wahrgenommen werden, was wie wirklich sind. Natürlich ist die Größenordnung bei *black austria* eine andere – dennoch zeigen beide Beispiele, dass die Betroffenen mit Eigenengagement etwas bewirken konnten.

15. 6. Migrantenorganisationen und ihre Relation zur Politik

Es gibt jedenfalls laufend Ideen und Aktionen, die die Situation der Migranten in Österreich verbessern sollen. Natürlich gibt es ebenso immer wieder Rückschläge, oder Situationen, die einen zweifeln lassen, berichtet Inou:

„Ich weiß noch, am Abend des 28. September [Nationalratswahl in Österreich, aus der das dritte Lager auffallend gestärkt hervorging, Anm.] war ich sehr, sehr traurig. Weil ich bemerkt habe: Ich mache in dem Bereich – Antirassismusarbeit und so weiter – sehr, sehr viel. Ich gehe auch an Schulen und so weiter. Und ich mache das seit zehn Jahren. Das heißt, ich habe auch 1999 erlebt, wie es Schwarz-Blau gegeben hat. Okay, nach Schwarz-Blau habe ich gesagt: ‚Mensch, ich muss was machen.‘ Und dann habe ich diese Projekte entwickelt, und ich bin ständig unterwegs. Weil, das ist nicht gut bezahlt, aber ich weiß, dass ich etwas Langfristiges mache. Und auf einmal bekomme ich das, ja? Und ich denke mir: ‚Okay, ich hab was falsch gemacht.‘ Die ersten Gedanken, die ich hatte, waren: ‚Simon, was hast du falsch gemacht?‘“ (INT 4: 8)

Alles in allem bestätigt das auch die Theorie bei Vertovec, dass die Politik und die Umstände im jeweiligen Land auch die Initiativen der Migranten beeinflussen. Migrantenorganisationen definieren demnach ihre Ziele, Strategien und Funktionen in Relation zur existierenden Politik. (vgl. Vertovec 1999: 13) Die zum Teil nicht besonders migrantenfreundliche Politik Österreichs war ein besonderer Ansporn für Inou, sich für Migranten einzusetzen, und dafür zu arbeiten, dass die Vorurteile langsam abgebaut werden. Ebenso war die Miteinbeziehung eines Österreichers als Texter der Kampagnen sinnvoll, da dieser eben genau die

herrschenden Vorurteile und Klischees kennt. Insofern konnte man humorvoll auf Missstände hinweisen, und somit Aufmerksamkeit erregen. Ans Aufgeben denkt Inou noch lange nicht, da von den Menschen auch viele positive Reaktionen zur Tätigkeit von *black austria* kommen.

„Und ich werde mich sicher nicht unterdrücken lassen von irgendwelchen Rechtsextremisten, die glauben, die Welt ist nur ‚Heil Hitler‘ und Antisemitismus und Rassismus – nein! Die werden mich nicht unterkriegen. Ich sage immer, mein Ansatz ist, ich bekämpfe immer solche Sachen. Und die Frage kommt sehr, sehr oft: ‚Wann werden Sie aufhören?‘ Dann sage ich immer: ‚Wenn ich in meinem Sarg liege, ist meine Arbeit fertig.‘ Und die anderen werden weitermachen.“ (INT 4: 16-17)

15. 7. Probleme

Grundsätzlich ist das Engagement von Migranten natürlich zu begrüßen, es kann aber auch zu Problemen kommen: Manchmal etwa würde die lokale Politik derartige Aktivitäten als Entschuldigung dafür heranziehen, dass eine Ausweitung der Wahl- und Mitbestimmungsrechte für Einwanderer ohnehin nicht notwendig sei. Oder es würde unter anderem die Gefahr bestehen, dass Vertreter der Minderheiten in offizielle Strukturen eingebunden werden, und so mitverantwortlich gemacht werden für die staatlichen Beschlüsse. Ebenso zeigen sich Angehörige der Zweiten Generation oft darüber enttäuscht, wie gering der Einfluss derartiger Organisationen in der Praxis oft ist. (vgl. Vertovec 1999: 12)

Oft entstehe außerdem in der Öffentlichkeit ein falsches Bild der Migranten: So betrachte man sie als spezifische, zusammengeschlossene Gruppe, mit bestimmten gemeinsamen Symbolen, Werten und Weltanschauungen, deren Stimme man an einen Vertreter delegieren könne. Das hat den Nachteil, dass so alte Stereotypen gestärkt werden: Schnell entsteht solcherart die Vorstellung einer Gesellschaft in Form eines Mosaiks, das aus zahlreichen, homogenen Mini-Kulturen zusammengesetzt ist. (vgl. auch Bauböck 2001: 31) So entsteht im Übrigen auch für die Betroffenen die Gefahr, dass die Communities das Leben des Individuums dominieren, und so sozusagen zu „Schicksalsgemeinschaften“ werden: In diesem Extremfall wäre eine schwarze Hautfarbe etwa die alles definierende Identität. In diesem Fall würde man auf die Unterschiede und verschiedenen Bedürfnisse innerhalb einer Gruppe praktisch keine Rücksicht nehmen. (vgl. Vertovec 1999: 15-17) Immerhin haben in heutigen, komplexen Gesellschaften alle Personen multiple Identifikationen mit Gruppen, definiert etwa durch Geschlecht, Alter, Beruf, Familie, etc. Es sei sogar möglich, dass so manche Projekte daran

letztendlich scheiterten, dass ignoriert wurde, dass Menschen viele verschiedene Bindungen an verschiedene Gruppen haben. (ebd.: 21-22) Oder, wie es bei Thomas Hylland Eriksen erklärt wird: Jeder Mensch hat verschiedene Rollen – wie Migrant, Onkel, Zahnarzt, Nachbar, usw. – und die Summe davon ist die soziale Person. (vgl. Eriksen 2001: 49)

Inou fände es gut, wenn sich mehr Migranten in der Politik engagieren könnten, um etwas zu bewirken. Jedoch auch er kennt das Problem, dass beim Engagement eines Migranten meist automatisch alles nur auf das Thema „Migration“ reduziert wird:

„Und wenn sie reden wollen, dann heißt es: ‚Reden Sie im Namen von den Migranten.‘ Warum soll ich in einer Partei nicht im Namen der Österreicher reden? Man glaubt immer, die Migrantinnen und Migranten reden nur über das Thema Migration. Aber man sieht nicht, dass der Türkischstämmige auch über Gesundheitspolitik reden kann. Man sieht das nicht so. Und das ist glaube ich ein ganz großes Problem für die österreichischen, politischen Parteien.“ (INT 4: 7)

16. RESÜMEE

Die wohl wichtigste Schlussfolgerung, die ich aus meiner Forschung für diese Diplomarbeit ziehen kann, ist, dass das Thema des sozialen Aufstiegs von Migranten der Zweiten Generation ein Bereich ist, den ich auch in Zukunft erforschen möchte.

Im Zuge meiner Recherchen zeigte sich, dass Schule und Arbeitsmarkt in Österreich nach wie vor ethnisch segmentiert sind, und Migranten in vielerlei Hinsicht strukturell benachteiligt sind. Nicht alle Menschen haben die gleichen Chancen, und als Migrant aus einer sozioökonomisch schwachen Familie zu kommen, erhöht die Wahrscheinlichkeit, bereits bei der Schulbildung benachteiligt zu werden. Im ungünstigsten Fall kommen Migrantenkinder in Sonderschulen, was eine so gut wie aussichtslose Position am Arbeitsmarkt mit sich bringt. Dort wiederum spürt man die Nachwirkungen des „Gastarbeiter“-Systems, und Migranten sind häufig in unattraktiven Sektoren des Arbeitsmarktes beschäftigt.

Die Mehrheit meiner sieben Interviewpartner stammt aus Familien, die nicht in prekären, wirtschaftlichen Situationen leben mussten, und in denen Bildung eine wichtige Rolle spielte – insofern hatten sie einen gewissen Vorteil dabei, eine gute Ausbildung und in Folge auch einen guten Job zu finden. Zwei meiner Gesprächspartner hatten Eltern, die als „Gastarbeiter“ nach Österreich kamen, und deren Biographie zeigt, dass ihr Weg von einer guten Ausbildung bis hin zu einem Arbeitsplatz oft hart, aber möglich war. Grundsätzlich zeigten aber alle meine Interviewpartner beachtlichen Einsatz und nahmen für ihre Ausbildung viel in Kauf (Verzicht auf Urlaube, Nebenjobs, etc.). Gemeinsam ist ihnen, dass sie sowohl eine gute Ausbildung, als auch das Beherrschen der deutschen Sprache als wichtig erachten, um sich am Arbeitsmarkt in Österreich behaupten zu können. Erschwert wurde ihre Situation dadurch, dass praktisch alle meine Interviewpartner Erfahrungen mit Diskriminierungen machen mussten, denen man als „Fremder“ in Österreich ausgesetzt sein kann. Nach wie vor existieren gewisse Klischees, wie etwa Dodo im Interview berichtete, dass das soziale Standing ihrer Eltern nicht mit deren Herkunft (beide waren Ärzte aus dem ehemaligen Jugoslawien) nicht korrelieren wollte. Ebenso löste Emeka bei manchen Klienten in einer Anwaltskanzlei Verwunderung aus, da er als Afrikaner nicht für den Rechtsberater, sondern ebenfalls für einen Klienten gehalten wurde.

Genau diese negativen Bilder wollte die Initiative *black austria* mit ihren Kampagnen in Österreich dekonstruieren: Gerade gegenüber Menschen mit schwarzer Hautfarbe gibt es viele Vorurteile. Gemeinsam mit einem Texter – der als Bewohner Österreichs eben mit den

gängigen Klischees vertraut ist – entwarfen sie Plakate, die mit diesen Vorurteilen spielen. Die Initiativen von *black austria* zeigen, dass man mit großem Engagement doch etwas erreichen und verbessern kann. So berichtete Gründer Simon Inou, dass beispielsweise Journalisten sensibilisiert wurden, und einige nicht mehr unreflektiert über Afrikaner berichteten. (Menschen afrikanischer Abstammung wurden und werden häufig als Täter oder Opfer präsentiert.)

Im Laufe der Forschung wurden natürlich weiterführende Fragen aufgeworfen: So habe ich sieben Menschen aus fünf verschiedenen Herkunftsländern interviewt. Hätte man aber ein größeres Sample von Menschen aus dem gleichen Herkunftsland, könnte man deren Lebensgeschichten besser zueinander in Beziehung setzen und auch „vergleichen“. Eine Möglichkeit wäre auch, beispielsweise mehrere sowohl türkischstämmige als auch polnischstämmige Migranten der Zweiten Generation zu interviewen, um dann zu untersuchen, welchen unterschiedlichen Bedingungen, Wahrnehmungen, Diskriminierungen, etc. sie ausgesetzt sind und waren.

17. LITERATUR

Alba, Richard / Nee, Victor: *Assimilation und Einwanderung in den USA*; 2003; Cambridge

Appadurai, Arjun: *Deep Democracy: Urban Governmentality and the Horizon of Politics*; in: *Environment & Urbanization* Vol. 13; 2001

Atkinson, Robert: *The Life Story Interview*; 1989; Sage Publications; Thousand Oaks

Barfield, Thomas (Ed.): *The Dictionary of Anthropology*; 1997; Blackwell Publishers Inc.; Oxford

Barth, Fredrik: *Introduction*; 1969; in: Barth (Hrsg.); *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference*; Universitetsforlaget; Oslo

Bauböck, Rainer / Volf, Patrick: *Wege zur Integration – Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann*; 2001; Drava Verlag; Klagenfurt

Berger, Peter (Hrsg.) / Sopp, Peter: *Sozialstruktur und Lebenslauf*; 1995; Leske & Budrich; Opladen

Betz, Fritz / Riegler, Johanna: *Bilder der Arbeit im Spätkapitalismus – Zum strategischen Machtverhältnis von Arbeit, Selbst und Technologien*, 2003; Löcker; Wien

Biffl, Gudrun: *Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit: die Bedeutung von Einbürgerung, Herkunftsregion und Religionszugehörigkeit*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

Binder, Susanne / Tošić, Jelena (Hrsg.): *Refugee Studies and Politics – Human Dimensions and Research Perspectives*; 2002; WUV Universitätsverlag, Wien

Binder, Susanne: *Sprache – Die Konstruktion einer Bedeutung*; in: Fillitz (Hrsg.) 2002

Binder, Susanne et al. (Hrsg.): *Heraus Forderung Migration*; 2005; Institut für Geographie und Regionalforschung; Wien

Brettell, Caroline / Hollifield, James (Hrsg.): *Migration Theory – Talking Across Disciplines*; 2000; Routledge; New York, London

de Cillia, Rudolf: *Sprachförderung*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

Council of Europe: *Community and ethnic relations in Europe – Final report of the Community Relations Project of the Council of Europe*; 1991

Buchmann, Marlis / Sacchi, Stefan: *Zur Differenzierung von Berufsverläufen. Ein mehrdimensionaler Kohortenvergleich*; in: Berger (Hrsg.) et al. 1995

Demel, Katharina / Fassmann, Heinz / Kohlbacher, Josef / Reeger, Ursula / Stacher, Irene: *Die soziale Mobilität der AusländerInnen. Ein Beitrag zur Arbeitsmarkt- und Sozialstrukturanalyse der Großstadt*; 2001; ICMPD/ÖFM u.a. (Hrsg.); Wien

Englisch-Stölner, Doris: *Identität, Kultur und Differenz*; in: Fillitz (Hrsg.) 2002

Eriksen, Thomas Hylland: *Small Places, Large Issues – An Introduction to Social and Cultural Anthropology*; 2001; Pluto Press; London

Fassmann, Heinz (Hrsg.): *2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001-2006 – Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen*. 2007; Drava Verlag; Klagenfurt

Fassmann, Heinz / Reeger, Ursula / Sari, Sonja: *Migrantinnen Bericht 2007*; 2007; Bundeskanzleramt – Bundesministerin für Frauen; Remaprint; Wien

Fassmann, Heinz / Reeger, Ursula: *Lebensformen und soziale Situationen von Zuwanderinnen*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

Fillitz, Thomas (Hrsg.): *Bildungsforschung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur 18: Interkulturelles Lernen zwischen institutionellem Rahmen, schulischer Praxis und gesellschaftlichem Kommunikationsprinzip*; 2002; Studienverlag; Wien

Flick, Uwe / von Kardoff, Ernst / Keupp, Heiner / von Rosenstiel, Lutz / Wolff, Stephan: *Handbuch Qualitative Sozialforschung*; 1991; Psychologie Verlags Union; München

Geisen, Thomas: *Der Blick der Forschung auf Jugendliche mit Migrationshintergrund*; 2007; in: *Jugend, Zugehörigkeit und Migration*; 27-61; Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Gieler, Wolfgang: *Handbuch der Ausländer- und Zuwanderungspolitik – Von Afghanistan bis Zypern*; 2003; Lit-Verlag; Münster / Hamburg / London

Gingrich, Andre: *Erkundungen – Themen der ethnologischen Forschung*; 1999; Böhlau; Wien, Köln, Weimar

Gingrich, Andre: *Nahe Grenzen: Nationalismus, Frontier Orientalism & Rassismus*; 2008; in: *Die Maske, Zeitschrift für Kultur- und Sozialanthropologie* 2: 5-8; Wien

Haberfellner, Regina / Betz, Fritz / Böse, Martina / Riegler, Johanna: *„Ethnic Business“ Integration vs. Segregation*; 1999; Guthmann-Peterson; Wien

Heitzmann, Karin / Förster, Michael: *Armutsgefährdung, manifeste Armut und Einkommenschancen von MigrantInnen in Österreich*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

Herzog-Punzenberger, Barbara: *Schule und Arbeitsmarkt ethnisch segmentiert? Einige Bemerkungen zur „Zweiten Generation“ im österreichischen Bildungssystem*; in: Binder, Susanne et al. 2005

Herzog-Punzenberger, Barbara: *Zur Situation der 2. Generation in Österreich. Ein- und Ausschlussmechanismen auf vier Ebenen: Recht, nationale Identität, Bildung und Arbeitsmarkt*; 2005; in: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Justiz Nr. 120; Neuer Wissenschaftlicher Verlag; S 61-80; Wien

Herzog-Punzenberger, Barbara: *Ein Puzzle mit vielen Leerstellen. Die zweite Generation in Österreich*; 2007; in: Erler, I. (Hrsg.): *Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem*; Buchreihe der ÖH Uni Wien, Band 2; Mandelbaum Verlag, Wien

Herzog-Punzenberger, Barbara: *Nachkommen von EinwanderInnen in Österreich und Kanada – Bildungserfolge, Bildungssysteme und gesellschaftliche Rahmenbedingungen*; 2008; in: Eichelberger, Harald / Furch, Elisabeth (Hrsg.): *Kulturen – Sprachen – Welten*; Studienverlag, 2. Auflage, S 236-249; Innsbruck

Hess Sabine / Lenz, Ramona: *Kulturelle Globalisierung und Geschlecht – ein Buchprojekt*; in: Hess, Sabine / Lenz, Ramona (Hrsg.): *Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume*; 2001; Königstein / Taunus

Hintermann, Christiane: *WohnbürgerInnenschaft statt Assimilierungsdruck*; in: Binder, Susanne et al.; 2005

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim: *Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz*; 1973; Ferdinand Enke; Stuttgart

Jovanović, Snežana: „Erfolgreiche Töchter“ – *Weltbilder und Karrieren in der „Zweiten Generation“*; 2006; Diplomarbeit; Wien

Kohlbacher, Josef: *Integration durch berufliche Mobilität? – Beschäftigungsperspektiven und berufliche Aufstiegschancen unterschiedlicher Migrantengruppen auf dem Wiener Arbeitsmarkt*; in: Binder, Susanne et al. 2005

Kuper, Adam / Jessica: *The Social Science Encyclopedia*; 1999; Routledge; London / New York

Manolakos, Theodora / Sohler, Karin: *Gleiche Chancen im Betrieb? Diskriminierung von MigrantInnen am Wiener Arbeitsmarkt*; 2005; Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung; Wien

Nowotny, Ingrid: *Das Ausländerbeschäftigungsgesetz: Die Regelung des Zugangs von AusländerInnen zum österreichischen Arbeitsmarkt*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

Oswald, Ingrid: *Migrationssozilogie*; 2007, UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz

Parnreiter, Christof: *Restriktive Migrationspolitik und ihr Scheitern an der Wirklichkeit*; in: Binder, Susanne et al. 2005

Portes, Alejandro / Zhou, Min: *The New Second Generation: Segmented Assimilation and its Variants*; 1994; in: *Annals of the American Academy of Political and Social Sciences* 530 (S 74-96)

Portes, Alejandro / Rumbaut, Rubén: *Legacies: The Story of the Immigrant Second Generation*; 2001; University of California Press; Berkeley

Powles, Julia: *Life History and Personal Narrative: Theoretical and Methodological Issues Relevant to Research and Evaluation in Refugee Contexts: New Issues in Refugee Research Working Paper No. 106*; 2004; Oxford

Sohler, Karin: *MigrantInnenorganisationen in Wien*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

SORA - Institute for Social Research and Analysis: *Diskriminierung und Benachteiligung von MigrantInnen am Arbeitsplatz. Formen und Faktoren der Benachteiligung*. Wien; 2003

Strasser, Sabine: *Bewegte Zugehörigkeiten – Nationale Spannungen, Transnationale Praktiken und Transversale Politik*; Wien, Turia & Kant, 2009

Vertovec, Steve: *Minority associations, networks and public policies: re-assessing relationships*; in: *Journal for Migration and Ethnic Studies* 25 (1); 1999

Viehböck, Eveline / Bratic, Ljubomir: *Die zweite Generation. MigrantInnenjugendliche im deutschsprachigen Raum*; 1994, Innsbruck

Weiss, Hilde / Unterwurzacher, Anne: *Soziale Mobilität durch Bildung? – Bildungsbeteiligung von MigrantInnen*; in: Fassmann, Heinz (Hrsg.) 2007

Wernhart, Karl R. / Zips, Werner (Hrsg.): *Ethnohistorie und Kulturkritik. Eine Einführung*; 2001; Promedia; Wien

ZARA Rassismus Report 2003 (siehe auch URL 13)

Internetquellen:

- URL 1: <http://de.wikipedia.org/wiki/Enkulturation>, besucht am 10. 12. 2008 um 15:00 Uhr
- URL 2: <http://de.wikipedia.org/wiki/Akkulturation>, besucht am 10. 12. 2008 um 15:03 Uhr
- URL 3: <http://www.blackaustria.at/start.php>, besucht u. a. am 16. 02. 2009 um 13:32 Uhr
- URL 4: <http://no-racism.net/article/1216/>, besucht am 16. 02. 2009 um 15:51 Uhr
- URL 5: <http://www.kurier.at/nachrichten/wien/295092.php>, besucht am 16. 02. 2009 um 16:14 Uhr
- URL 6: <http://www.kurier.at/interaktiv/meinungen/295231.php?position=20>, besucht am 16. 02. 2009 um 16:24 Uhr
- URL 7: <http://de.wikipedia.org/wiki/Wahlrecht>, besucht am 24. 03. 2009; um 13:05 Uhr
- URL 8: <http://www.auslaender.at/articles/159/1/Wahlen-in-Osterreich/Page1.html>, besucht am 24. 03. 2009 um 13:06 Uhr
- URL 9: <http://diestandard.at/?url=?id=1234507276964>, besucht am 25. 03. 2009 um 16:10 Uhr
- URL 10: http://de.wikipedia.org/wiki/Women%E2%80%99s_World_Awards, besucht am 25. 03. 2009 um 17:10 Uhr
- URL 11: <http://www.kurier.at/nachrichten/305685.php>, besucht am 25. 03. 2009 um 17:19 Uhr
- URL 12: <http://en.wikipedia.org/wiki/Grassroots>, besucht am 26. 03. 2009 um 11:56 Uhr
- URL 13: ZARA Rassismus Report auch abrufbar unter <http://www.zara.or.at/materialien/rassismus-report/rassismus-report-2003.pdf>, besucht am 14. 04. 2009; 13:58 Uhr
- URL 14: <http://www.kurier.at/nachrichten/311772.php>, besucht am 17. 04. 2009; um 12:24 Uhr
- URL 15: <http://www.kurier.at/nachrichten/317633.php>, besucht am 11. 05. 2009; um 15: 36 Uhr
- URL 16: <http://kurier.at/nachrichten/wien/318782.php>, besucht am 15. 05. 2009; um 11:34 Uhr

- URL 17: <http://www.kurier.at/karrieren/service/320403.php>, besucht am 21. 05. 2009; um 14:07 Uhr
- URL 18: <http://de.wikipedia.org/wiki/Subproletariat>, besucht am 28. 05. 2009; um 17:10 Uhr
- URL 19: <http://de.wikipedia.org/wiki/Ziegelb%C3%B6hme>, besucht am 29. 05. 2009; um 13:56 Uhr
- URL 20: <http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%96sterreich-Ungarn>, besucht am 29. 05. 2009; um 14:25 Uhr
- URL 21: <http://www.auslaender.at/articles/200/1/Die-Zulassung-auslandischer-Schlusselkrafte/Page1.html>, besucht am 29. 05. 2009; um 14:49 Uhr
- URL 22: <http://oesterreich.orf.at/stories/219157/>, besucht am 29. 05. 2009; um 14: 51 Uhr
- URL 23: http://www.bmi.gv.at/cms/bmi_niederlassung/, besucht am 29. 05. 2009; um 14:57 Uhr
- URL 24: http://matrix.orf.at/bkframe/010506_1.htm, besucht am 30. 05. 2009; um 13:19 Uhr
- URL 25: http://de.wikipedia.org/wiki/Soziales_Kapital, besucht am 30. 05. 2009; um 14: 27 Uhr
- URL 26: <http://www.marxistsfr.org/reference/subject/philosophy/works/fr/bourdieu-forms-capital.htm>, besucht am 27. 09. 2009; um 15: 11Uhr

Medien:

Presstext black austria vom 09. 01. 2007

Presstext black austria vom 05. 02. 2008

APA-Meldung vom 26. 01. 2009: *Einwanderung neu: Die Rot-Weiß-Rot-Card*

Die Presse vom 12. 04. 2009: Artikel *Endstation Hauptschule* (von Jutta Sommerbauer) und *Zukunft spielt keine Rolle* (von Doris Kraus & Jutta Sommerbauer)

Kurier vom 26. 01. 2009: Artikel *Türken: Lange hier und trotzdem fremd* (von Nicholas Bukovec & Philipp Hacker)

Kurier vom 13. 04. 2009: Artikel *Sprechen Sie Türkisch, Herr Lehrer?* (von Karoline Krause)

Kurier vom 18. 04. 2009: Artikel *Die großen Träume der Kleinen* (von Iga Nizik)

„profil“ Nr. 19; vom 04. 05. 2009

Kurier vom 12. 05. 2009: Kommentar *Wie Ebensee auf die Weltkarte kommt* (von Anneliese Rohrer)

Kurier vom 14. 05. 2009: Artikel *Rechte Erschütterung im Staat* (von Magdalena Rauscher-Weber)

Kurier vom 18. 05. 2009: Artikel *Polit-Debatte: Wie gefährlich ist Strache?* (von Christian Böhmer und Maria Kern)

Kurier vom 28. 05. 2009: Artikel *Roma und Muslime werden diskriminiert* (von Margaretha Kopeinig)

Kurier vom 28. 06. 2009: Artikel *Unikate in Uniform – jährlich werden 800 Beamte ausgebildet*

Sonstige Quellen (Vorträge, Gespräche, etc.):

Vortrag von Bernhard Perchinig; gehalten am 21. 11. 2007 im Rathaus in Wien;

Transkript abrufbar auch unter: <http://www.wien.gv.at/integration/mkg/pdf/perchinig.pdf>

(besucht am 31. 05. 2009; um 13:58 Uhr)

Interviews:

INT 1: Nina; aufgezeichnet am 2. Juni 2008 in ihrer Wohnung in Brüssel

INT 2: Rošćić, Dodo; aufgezeichnet am 15. Dezember 2008 in Wien

INT 3: Akif Çalhan; aufgezeichnet am 10. Februar 2009 in Wien

INT 4: Inou, Simon; aufgezeichnet am 13. Februar 2009 in Wien

INT 5: Dönmez, Efgani; aufgezeichnet am 16. Februar 2009 in Wien

INT 6: Assor, Emeka; aufgezeichnet am 19. Februar 2009 in Wien

INT 7: Kery-Erdélyi, Viktoria; aufgezeichnet am 19. Februar 2009 in Bruck an der Leitha

INT 8: Potocka, Katarzyna; aufgezeichnet am 02. März 2009 in Wien

18. ANHANG

Zusammenfassung

Der Titel meiner Diplomarbeit lautet

Migration als „Erfolgsgeschichte“ – „erfolgreiche“ Kinder der Zweiten Generation

Die vorliegende Arbeit beschreibt die Schwierigkeiten wirtschaftlicher und sozialer Art, mit denen Migranten in Österreich konfrontiert sein können. So werden im ersten, theoretischen Teil die geschichtlichen Entwicklungen (vor allem die Nachwirkungen des „Gastarbeiter“-Systems“), sowie die Probleme im Schulsystem und am Arbeitsmarkt umrissen. Ebenso zeigt die Diplomarbeit, welche Faktoren den Aufstieg von Migranten in Österreich erschweren können. Ein Kapitel widmet sich der Zweiten Generation und deren Situation in der Mehrheitsgesellschaft. Aus diesem Theorieteil ergaben sich schließlich zentrale Kategorien, die das Leben und den Aufstieg der Zweiten Generation beeinflussen: Die soziale und ökonomische Situation im Elternhaus, der Spracherwerb, die Bildung, erlebte Diskriminierungen, die Berufslaufbahn, und die Beziehung zum Herkunftsland.

Im zweiten, empirischen Teil ist jedem meiner Interviewpartner ein Kapitel gewidmet: Ich befragte sieben Menschen aus fünf Herkunftsländern (Ungarn, ehemaliges Jugoslawien, Türkei, Polen, Nigeria), die alle der Zweiten Generation angehören und als Kinder (spätestens im Volksschulalter) nach Österreich kamen. Die Fragestellung für die Diplomarbeit lautete: *Warum haben es gerade diese Menschen der Zweiten Generation „geschafft“, und welche Erklärungen bieten ihre Lebensläufe dafür?* Ich führte mit allen Interviewpartnern mehrstündige, narrative Interviews durch. Die oben genannten zentralen Kategorien wiederum arbeitete ich aus den einzelnen Interviews heraus, und setzte sie im Anschluss in einem Analysekapitel zueinander in Beziehung. Es zeigte sich, dass die Mehrheit meiner Interviewpartner aus Elternhäusern kam, in denen sie nicht in ökonomisch prekären Situationen leben mussten. Die Eltern waren in diesen Fällen Akademiker und legten Wert auf die Bildung der Kinder, was die Situation am Arbeitsmarkt in Folge erleichterte. Zwei der Interviewten wiederum stammten aus der Türkei, und deren Eltern kamen als „Gastarbeiter“ nach Österreich. Es zeigten sich in der Analyse vielfältige Strategien und Wege, wie die Befragten zu ihrer Ausbildung und ihren Berufen kamen.

Ebenso widmet sich ein Kapitel der Initiative *black austria*, anhand deren Beispiel gezeigt werden soll, wie sich Migrant*innenorganisationen Gehör verschaffen können, und was sie damit bewirken.

LEBENS LAUF

Johanna Kreid

geboren am 11. September 1981 in Wien

wohnhaft in 1130 Wien

johanna.kreid@gmx.at

Schule und Universität

Juni 1999: Matura am Bundesrealgymnasium Tulln / Niederösterreich

2001/2002: Absolvierung des Kollegs am „Kuratorium für Journalistenausbildung“ in Salzburg

Seit Wintersemester 2004: Studium der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien

Zusätzlich Studium am Institut für Romanistik (Portugiesisch / Spanisch) in Wien, mit den Schwerpunkten Sprachbeherrschung und Sprachwissenschaft

Berufserfahrung

Oktober 1999: Praktikantin bei der Austria Presse Agentur im Ressort Kultur / Wissenschaft / Bildung

Februar 2000 bis September 2004: Journalistin beim „Kurier“ im Ressort Chronik

Wien, September 2009